Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1895. 1895.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

18. Band, 5. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig **9 fl. 60 kr.**; halbjährig **4 fl. 80 kr.**; vierteljährig **2 fl. 40 kr.**

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig **16 Mark = 20 Francs**; halbjährig **8 Mark = 10 Francs**; vierteljährig **4 Mark = 5 Francs.**

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. **25 Francs = 20 Schilling**; halbjähr. **13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.**

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn **1 fl.**; für das Ausland **Mark 2 = 2·50 Francs.**

Der Bauernsocialismus in Ungarn.

Von Prof. Dr. J. H. Schwicker,
Mitglied des ungarischen Reichstages.
Budapest.

Von dem ehemaligen österreichischen Minister Dr. Karl Giskra erzählt man, dass er behauptet habe, „die Socialdemokratie höre bei Bodenbach auf"; ebenso waren viele meiner Landsleute hier in Ungarn der Meinung, dass die socialistischen Umsturzideen die Leitha nicht überschreiten werden; das ungarische Volk habe zuviel „gesunden Menschenverstand" und liebe sein Vaterland vielzusehr, als dass es jener Irrlehre Gehör schenken und in die Fangnetze des vaterlandslosen Internationalismus verfallen könnte.

Wenn Minister Giskra heute noch am Leben wäre, würde er seinen Ausspruch ohne Zweifel schon längst zurückgenommen haben, gleichwie die Optimisten hierzulande unter dem Eindrucke der Thatsachen ebenfalls ihren Irrthum erkennen mussten. Die socialistischen Ideen haben nicht nur in Österreich Wurzel gefasst und weite Verbreitung gefunden, sondern man begegnet ihnen auch in Ungarn allenthalben unter den Arbeitern, deren geschickte und rührige Führer dem neuen Evangelium immer mehr Anhänger und Gläubige zu gewinnen wissen. Die Propaganda in Wort, Schrift und That wird auf schwunghafte und erfolgreiche Weise betrieben.

Hatte man längere Zeit in dem Wahne gelebt, das „nüchtern denkende" ungarische Volk werde den socialistischen Lehren bei sich keinen Eingang gestatten, weshalb auch die Behörden sich geraume

Zeit bloß auf die polizeiliche Überwachung der nach Budapest zugereisten fremden Socialisten beschränkten, so war man umso peinlicher überrascht, ja entsetzt, als gerade in dem fruchtbarsten Theil des gesegneten ungarischen Tieflandes, im „Alföld", in den Comitaten Békés, Csanád und Csongrád unter der nahezu ausschließlich magyarischen Bevölkerung, welche vom Ackerbau ihr Leben fristet, vor wenigen Jahren socialistische Aufstände mit ernsten Widersetzlichkeiten gegen die behördlichen Organe ausbrachen und nur unter Anwendung von Waffengewalt niedergeworfen werden konnten.

Am 1. Mai 1891 wollten die landwirtschaftlichen Arbeiter in Orosháza (Comitat Békés) den „Weltfeiertag des Proletariats" ebenfalls begehen; die Polizei verbot jedoch die Abhaltung der Feier. Darauf rottete sich die Menge zusammen, stürmte die Wohnung des Stadthauptmannes, widersetzte sich auch dem herbeigerufenen Militär und den Gendarmen, so dass von den Feuerwaffen Gebrauch gemacht werden musste. Es gab Todte und Verwundete, unter den letzteren zahlreiche Weiber, die sich am ungeberdigsten benommen hatten. Schon in den darauffolgenden Tagen, am 2. und 3. Mai, gab es in Békés-Csaba abermals einen ernsten Arbeiterrummel, wobei gleichfalls das Militär einschreiten musste und viele Verwundungen vorkamen. Bald nachher, am 21. Juni, kam ebenso zu Battonya im Csanáder Comitat ein blutiger Tumult unvermuthet zum Ausbruch.

Diese aufeinanderfolgenden Ruhestörungen hatten überall denselben äußerlichen Anstoß, nämlich die Verweigerung der Statutengenehmigung für die Arbeitervereine, die Confiscation der socialistischen Schriften und Embleme und den verbreiteten Glauben, dass der König und die Regierung den Wünschen der Arbeiter geneigt seien und dieselben erfüllen wollen, aber die „Herren", d. i. die Beamten und die Grundbesitzer, die Herausgabe der für die Arbeiter günstigen Entscheidungen verweigern.

Durch diese Aufstände, noch mehr aber durch die Veranlassung derselben wurde man mit einem Schlage aus dem Wahne aufgerüttelt, als ob das ungarische Volk gegen den Einfluss des Socialismus gefeit sei. Die Rath- und Machtlosigkeit, ja die gänzliche Unfähigkeit der localen Behörden traten bei diesen Tumulten klar zutage. Diese sorglosen Hüter der öffentlichen Ruhe und Ordnung hatten keine Ahnung von dem, was in ihrer nächsten Nähe sich entwickelt hatte, und waren nicht wenig verblüfft, als sie sich jetzt einer das ganze Alföld umfassenden socialistischen Arbeiterorganisation gegenüber sahen, die unter

den Befehlen beherzter Führer stand, und denen es ein Leichtes war, 30.000 bis 40.000 Mann in Bewegung zu setzen.

Aber auch die Regierung und die leitenden Kreise im Centrum des Landes besaßen von dieser Lage der Dinge im Alföld keine Kenntnis. Nachdem die äußerliche Ruhe mittelst Brachialgewalt hergestellt war, entsandte die Regierung einen Specialcommissär zur Erforschung der Ursachen dieser Arbeiterbewegung und zur Herbeiführung der Aufhebung des Übels. Die Umfragen, Erhebungen, Untersuchungen und Berathungen dauerten drei Jahre; allein es kam zu keiner That. Da brach am 22. April 1894 in der großen Bauernstadt Hód-Mező-Vásárhely (55.475 Einwohner) ein neuer Tumult aus. Demselben waren mehrere Tage unruhiger Bewegungen unter den Feldarbeitern vorangegangen, und es war diesmal der Losbruch heftiger als früher. Die versammelte Menge bekundete einen an Wahnsinn grenzenden Fanatismus, sie griff die Gendarmen an, blieb nach deren Schießen trotzig am Platze, und auch den Husaren gelang es nur mit schwerer Mühe und unter Zuhilfenahme scharfer Säbelhiebe, die Tumultuanten zu zerstreuen. Kleinere Ansammlungen und Ausschreitungen wiederholten sich sowohl hier als an anderen Orten des Alföld.

Seitdem hat zwar keine Wiederholung solcher Excesse stattgefunden, aber das socialistische Übel ist keineswegs gewichen; die Krankheit dauert fort, und es bedarf nur des günstigen Momentes, um eine neue Eruption hervorzurufen. Die lange Untersuchungshaft und die strenge gerichtliche Verurtheilung der Anführer und Hauptschuldigen beim Tumulte im April des Jahres 1894 haben die Leute nur vorsichtiger gemacht. Das erkannte auch die Regierung, ebenso die zunächst betheiligten Localbehörden, und seither hat man sich sowohl in diesen Kreisen als auch in der Fachliteratur und Publicistik mit dem Auftreten und den Ursachen dieser socialistischen Erscheinungen im Alföld eingehend beschäftigt. Die zahlreichen Untersuchungen und Berathungen legten die Genesis dieser Bewegungen völlig klar und stellten es außer Zweifel, dass im ungarischen Tiefland jene besondere Abart des Socialismus, welche „Bauern-" oder „Agrarsocialismus" genannt wird, ihre Stätte aufgeschlagen und ebenso rasche als weite Verbreitung gefunden hat. Denn gegenwärtig trifft man diesen Socialismus außer in seinen Ursitzen, in den Comitaten Békés, Csanád und Csongrád, auch noch in den Comitaten Arad, Temes, Torontál, Bács-Bodrog, Tolna und Pest-Pilis-Solt. Der Bauernsocialismus ist in Ungarn zur Landescalamität geworden. Auf Grund der Resultate der gepflogenen Untersuchungen und Nachfor-

schungen soll hier ein Bild dieses Socialismus in seinen Hauptzügen geboten werden.[1])

Der Socialismus tritt in anderen Ländern hauptsächlich als „industrieller“ Socialismus auf und recrutiert seine meisten Anhänger aus den Kreisen der Fabriksarbeiter. Auch in Ungarn zeigten sich die ersten Spuren der socialistischen Ideen unter diesen Arbeitern. Da aber die Großindustrie hier noch wenig verbreitet ist, so zählt eigentlich nur die Hauptstadt einen zahlreichen Arbeiterstand, der denn auch fast gänzlich dem Socialismus ergeben ist. Wohl lässt sich unter den ungarischen Socialisten eine doppelte Strömung wahrnehmen, insofern ein Theil der Arbeiter an der „nationalen“ und „patriotischen“ Gesinnung festhält und den vaterlandslosen Internationalismus perhorresciert. Allein diese „national-patriotischen“ Socialisten bilden die Minderzahl und machen auch wenig Propaganda, weil ja der Socialismus mit dem Wesen der National- und Vaterlandsliebe nicht wohl vereinbarlich ist. Das erkennt man auch bei den ungarischen Bauernsocialisten, welche die dritte Species bilden, und bei denen das „Weltbürgerthum“ gleichfalls Eingang gefunden hat.

Was den Socialisten anderer Länder trotz vieler und langjähriger Bemühungen nicht gelingen konnte, nämlich die Gewinnung des Bauernstandes für die socialistischen Lehren, das haben die Socialistenführer in Ungarn zustande gebracht: sie haben den „Bauernsocialismus“ geschaffen. Allerdings hat dieser eigenthümliche Socialismus seinen Grund und Boden nicht in der socialistischen Theorie, er trägt auch einen ganz specifischen Charakter an sich, und sein Anschluss an den socialistischen Umsturz ist mehr ein äußerlicher, ein zufälliger. Der socialistische Funke hat hier nur das bereits aufgehäufte Zündmaterial in Brand gesteckt.

Wie der Socialismus überhaupt, so ist auch der ungarische Bauernsocialismus in seiner Wurzel wie in seinem Ziele eine Frage der Lebensexistenz, eine Erwerbs- und Erhaltungsfrage. Die einseitige

[1]) Ich folge dabei einer Reihe von Specialschriften und Berichten, deren Einzelaufzählung ich an dieser Stelle vermeide, umsomehr als die Mehrzahl dieser Schriften nur in ungarischer Sprache erschienen ist. Die besten Arbeiten verdankt man dem früheren Arader Handelskammersecretär und Reichstagsabgeordneten, jetzigen Professor am kön. ung. Josefspolytechnicum in Budapest und Ministerialrath Dr. Eugen Gáal und dem Secretär des ungarischen Landesagricultur-Vereines, Julius Rubinek. Auch der jüngst abgehaltene III. ungarische Landesökonomen-Congress (20. bis 25. Mai 1895) hat sich mit dieser Frage beschäftigt.

Entwicklung des Großcapitals und der Großindustrie hat die kleineren Gewerbs- und Geschäftsleute in ihrer materiellen Lebensführung geschädigt, diese erheblich erschwert, verhindert und die ehedem bescheidenen, doch selbständigen Existenzen in drückende Abhängigkeit und große Lebensnoth versetzt, so dass sie ihr Dasein und das ihrer Familie nur mühselig fristen, für Krankheit und Alter aber keine Fürsorge treffen können. Aus dieser Bedrängnis entstand die Unzufriedenheit, welche der Anblick der in den Händen einzelner Personen und geschlossener Gesellschaften zusammengeflossenen ungemeinen Reichthümer zur Erbitterung steigerte und den Gedanken nahelegte, dass nur ein völliger Umsturz der bestehenden Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung den „Enterbten" wieder ein menschenwürdiges Dasein verschaffen werde.

Wenn bei den industriellen Arbeitern das Großcapital diese Früchte erzeugt hat, so brachte bei dem niederungarischen Bauernproletariat die gleichen Ideen und Bestrebungen der Großgrundbesitz hervor. Dort ist es der Kampf des mittellosen, ausgebeuteten Arbeiters gegen das übermächtige Capital, hier die Feindschaft des erwerb- und besitzlosen Bauers gegen den Grundbesitz. So ist der Bauernsocialismus in erster Linie eine Agrarfrage, die in dem Mangel an Arbeit, an Brot und Erwerb ihre Hauptquelle hat, zu der sich dann noch andere, das Übel vergrößernde Ursachen gesellen.

Der Bauernsocialismus entsprang zunächst dem Mangel an Arbeit; würde der ländliche Arbeiter genügenden und stetigen Erwerb finden, dann wäre er kein Störer der öffentlichen Ruhe, kein Bedroher der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und der Besitzverhältnisse geworden. Wie ist es aber möglich, dass in dem reichgesegneten Alföld mit seinem fast ausschließlichen landwirtschaftlichen Betriebe der Arbeiter keine lohnende Beschäftigung, keinen Verdienst zur Sicherung seiner Lebenshaltung findet?

In den Hauptsitzen des Bauernsocialismus, in den Comitaten Békés, Csanád und Csongrád, d. i. auf einem Territorium von 8590 *km*² mit 652.280 Bewohnern findet man neben ausgedehnten Latifundien, welche einzelnen Grundherren, dem Staate, der Kirche oder den Gemeinden gehören, volkreiche Gemeinden, die gar keinen oder kaum nennenswerten Grundbesitz haben. Solche Gemeinden sind z. B. im Békéser Comitate Uj-Kigyós (4058 Einw.), Gyulavár (2994 Einw.), Bánfalva (3282 Einw.), Nagy-Szénás (2817 Einw.), Sámson (3277 Einw.), Kondoros (2597 Einw.); in diesen 6 Gemeinden haben die nahezu 20.000 Einwohner außer ihren Wohn-

häusern und bescheidenen Hausgärten überhaupt keinen Ackergrund, oder es steht dieser mit der Anzahl der Bevölkerung im schreiendsten Missverhältnis. So entfallen beispielsweise in Uj-Kigyós mit einem Gemeindegebiet von 15.176 Catastraljoch nur 1606 Joch, also etwas über 10 % auf den „freien“ Privatbesitz, Gyulavár hat bei 11.496 Joch nur 2040 Joch „freien“ Grund, Bánfalva besitzt für seine 3282 Einwohner überhaupt nur 337 Joch u. s. w. Der „gebundene“ Grundbesitz macht in 13 Gemeinden des Békéser Comitates über 40 % des Areals aus.

Diese auffallend ungleiche Gütervertheilung hat ihren speciellen Grund in der historischen Thatsache, dass nach der Türkenvertreibung zu Ende des 17. Jahrhunderts das weit aufgerollte Flachland eine unbewohnte, verwilderte Einöde geworden war. Eine Beschreibung des Békéser Comitates aus dem Jahre 1717 führt an, dass auf dem ganzen Gebiete nur 573 Familien in 11 verwahrlosten Gemeinden hausten. Der Gesammtwert des conscribierten Eigenthums der elenden Gemeinden und ihrer Bewohner wurde mit 46.520 fl. beziffert. Da erhielt diese 11 Gemeinden mit allem zugehörigen Areal mittelst a. h. Entschließung vom 29. Juli 1719 als königliche Donation der damalige k. k. Hofkammerrath Johann Georg Ritter von Harrucker zur Deckung einer ihm gewährten kaiserlichen Remuneration in der Höhe von 24.000 fl. und gegen Aufzahlung von 13.000 fl. seitens des Beliehenen. Ritter von Harrucker (später Freiherr von Harruckern) kam dadurch in den rechtlichen Besitz eines Gebietes von 50 Quadratmeilen, das damals allerdings großentheils nur aus Wald, Weide, Morast und Röhricht bestand, unbewohnt war und von den jährlichen Überflutungen durch die Wild- und Hochwässer der dreifachen Körös und der Theiß vieles zu leiden hatte. Aber der kluge und umsichtige Besitzer verwandelte durch verständige, zweckdienliche Maßregeln und Einrichtungen binnen wenigen Jahren die frühere Wüstenei in ein blühendes, bevölkertes Gebiet. Seine Nachkommen und Erben folgten dem Beispiele des Gründers, und so befinden sich die meilenweiten Harruckern'schen Besitzungen auch heute in den „festen“ Händen der gräflichen Magnatenfamilien Wenckheim, Károlyi, Sztáray und Apponyi. Die ehedem zahlreicheren Staatsgüter wurden in den letzten Jahren meistentheils verkauft; aber die Städte und Gemeinden besitzen noch immer ungemein ausgedehnte Territorien. Die Stadt Hód-Mező-Vásárhely z. B. hat ein Gebiet von 761 km^2, Szegedin von 896 km^2. Ein großer Theil dieser Territorien ist Gemeindebesitz (in Hód-Mező-Vásárhely 2028 Cata-

straljoch, in Szegedin 76.049 Joch). Der „freie" Grund und Boden beträgt:

im Comitat	Csongrád . .	66·36 %
„ „	Csanád . . .	68·32 %
„ „	Békés . . .	89·44 %

Das Landesmittel des freien Grundes in Ungarn ist 65·79 %.

Zur Bewältigung der umfassenden landwirtschaftlichen Arbeiten haben die Großgrundbesitzer seinerzeit auf ihren Gütern Arbeitercolonien angelegt, die im Laufe der Jahre zu starken Gemeinden angewachsen sind. Solange die frühere Feldwirtschaft in herkömmlicher Weise betrieben wurde, fanden diese Arbeiter auf den Gütern ihrer Herren hinlängliche Beschäftigung und genügenden Erwerb. Das wurde jedoch ganz anders, seitdem theils durch die Einführung der Maschinen, theils durch die Änderung der Wirtschaftsverhältnisse, theils infolge der Beendigung der Flussregulierungen der alte landwirtschaftliche Betrieb aufgelassen wurde. Die Herrschaften konnten jetzt mit weit weniger Arbeitern die Wirtschaft besorgen, die Erntearbeiten wurden auf ein Minimum reduciert, die Vertheilung von Ackerfeldern an Arbeiter gegen Abführung der halben Ernte hörte nahezu gänzlich auf u. s. w. Früher war es Regel, dass der Arbeiter im Alföld während der Erntezeit das Brot für sich und seine Familie auf das ganze Jahr verdienen konnte; die Erntearbeiten nahmen damals 40 bis 60 Tage in Anspruch. Heute werden diese Arbeiten mit Hilfe der Dreschmaschinen binnen 14 bis 21 Tagen beendigt, und man bedarf kaum eines Drittels der früheren Arbeiterzahl.

Eine charakteristische Erscheinung ist es, dass bei dieser verminderten Arbeits- und Erwerbsgelegenheit in diesen Landestheilen dennoch die Zunahme der Bevölkerung eine ungewöhnlich starke ist. Während in Ungarn überhaupt die Volksdichtigkeit in der Zeit von 1869 bis 1890 von 48·48 auf 54·10 Seelen pro Quadratkilometer gestiegen ist, beträgt dieses Wachsthum im:

	1869	1880	1890
Comitat Békés	59·56	64·57	72·62 Seelen
„ Csanád	58·50	67·37	80·70 „
„ Csongrád . . .	52·20	56·49	65·49 „

Diese Bevölkerungszunahme erscheint darnach als eine andauernde, ja als eine beschleunigte; je größer das materielle Elend des ländlichen Proletariates, desto rascher nimmt dasselbe zu. Freilich bezieht sich diese Vermehrung hauptsächlich auf die Zehrer, denen die Ernährer das

nöthige Brot kaum beischaffen können, weil es an der Gelegenheit zur Arbeit, zum Verdienste mangelt.

Das Sinken des Erwerbes, die Zunahme der Bevölkerung und die unverhältnismäßige Vertheilung des Grundbesitzes würden an sich hinreichen zur Erklärung dessen, weshalb im ungarischen Kanaan, im reichen Alföld, nicht jedermann zur Ernte gelangt, obwohl der Getreidebau infolge der Flussregulierung und der Auftheilung der Weiden an Umfang erheblich zugenommen hat. Allein diese Ursachen erschöpfen noch lange nicht die Quellen des socialen Übelstandes in diesen Gegenden.

Der auffallende Arbeitsmangel wird nämlich auch hervorgerufen durch die einseitige Bewirtschaftung des Bodens. Die infolge des maschinellen Betriebes ersparte Zeit verwendet man im Alföld leider nicht zur intensiveren Bodencultur, sondern die Maschinen werden hier rein nur als arbeitbeschleunigendes und wohlfeileres Mittel betrachtet, so dass also die Verwendung der Maschinen keinen eigentlichen Fortschritt im landwirtschaftlichen Betriebe bedeutet. Das Territorium des Comitates Békés besteht z. B. zu 70 % aus Ackerfeld, worin 80 % dem Körnerbau (Weizen, Mais, Gerste, Hafer und Roggen) unterworfen sind. Bei dieser Bewirtschaftung drängt sich die Feldarbeit im wesentlichen auf die Frühjahrs- und Sommermonate zusammen, während für die Winterszeit keine Arbeit übrigbleibt.

Diese ungleiche Arbeitsvertheilung ist auch aus der großen Verschiedenheit der Arbeitslöhne im Alföld deutlich zu erkennen. Während im Sommer der durchschnittliche Taglohn ohne Verköstigung für einen Mann 1 fl. 17 kr. bis 1 fl. 34 kr. beträgt, sinkt dieser Lohn im Herbste auf 78 kr., ja im Winter auf 48 kr. herab, und selbst zu diesem Hungerlohn ist oft keine sichere Arbeit zu finden. Der Bauer im Alföld kennt in der kalten Jahreszeit keine außerhäusliche Arbeit; denn Waldungen zum Holzschlag gibt es hier nicht, und für Hausindustrie fehlen dem Volke im allgemeinen Neigung und Geschicklichkeit. Man hat es zu verschiedenenmalen mit der Einführung der Hausindustrie in Flecht- und Webearbeiten versucht, doch meist mit geringem Erfolg. Von Ende November bis Ende März, also reichlich vier Monate des Jahres, entbehrt der ländliche Arbeiter einer regelmäßigen Beschäftigung, eines ordentlichen Erwerbes. Diese Zeit der Arbeitslosigkeit und der langen Winterabende mit den Zusammenkünften in Wirtshäusern und bei Nachbarn bietet dann die günstige Gelegenheit zur Verbreitung socialistischer Lehren. Da werden oft förmliche Reden gehalten, Debatten

geführt, Zeitschriften und Bücher vorgelesen, ausgedeutet und besprochen und so der Krieg gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung vorbereitet.

Bis vor wenigen Jahren boten die umfassenden Flussregulierungen an den niederungarischen Gewässern Tausenden von Arbeitern reichlichen Verdienst. Die sogenannten „Cubik-Arbeiter" erwarben bei einigem Fleiße 4 bis 5 Gulden im Tage. Das war für die südungarische Arbeiterwelt eine glückliche, aber auch eine verhängnisvolle Zeit. Der reiche Verdienst lockte zu größeren Ausgaben, gewöhnte an eine bessere Lebensführung, verleitete selbst zu Luxus und Übermuth, so dass z. B. die Arbeiterweiber sich in Seide kleideten, ihre Männer Champagner tranken u. dgl. Als dann die Regulierungsarbeiten beendigt waren und der gute Verdienst in Wegfall kam, da mochten diese Arbeiter von den neuen liebgewonnenen Gewohnheiten nicht ablassen. Das zehrte ihren letzten Heller auf, umsomehr als sie auswärts keine Arbeit finden konnten, daheim aber als Taglöhner die ohnehin schon spärliche Arbeitsgelegenheit noch geringer und unzureichender machten.

Den niederungarischen Feldarbeiter wie die dortige Bauernschaft im allgemeinen charakterisiert eine ungemein zähe Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, und Hand in Hand mit dieser Heimatsliebe geht die ausgesprochene Vorliebe und Neigung zur Landwirtschaft, so dass der Alfölder Arbeiter eigentlich nur Feldarbeit betreiben will, im Grunde auch bloß dazu eine natürliche Eignung besitzt. Im Zusammenhange mit dieser Charakteranlage steht dann die weitere Eigenthümlichkeit, dass dieses Volk von einer wahren Leidenschaft für den Grundbesitz, von einem wirklichen „Landhunger" beherrscht wird. Im Alföld kennt man kein höheres Ziel als den Erwerb von Grund und Boden; hier lechzt jedermann, der Städter wie der Dörfler, nach solchem Besitz.

Dieser Hunger wird nun durch den Anblick der ausgedehnten Latifundien täglich neu gereizt und von Wühlern aufgestachelt. In der endlosen Fläche des Alföld erblickt das Auge ringsumher nur meilenweite Ackerfelder, und von diesem unendlich scheinenden Besitze gehört Tausenden der Bewohner auch nicht ein Fußbreit Land. Das nagt an dem Gemüthe dieses bodenhungernden Volkes, das sich eben dadurch von den sonstigen Socialisten unterscheidet. Diese verwerfen bekanntlich das Privateigenthum, den Eigenbesitz; der niederungarische Bauer und Arbeiter kennt aber als heißesten Wunsch allein den Eigenbesitz von Grund und Boden. Würde man dem Bauernsocialisten auch nur ein bescheidenes Grundstück zuwenden können, er würde den communistischen

oder collectivistischen Lehren des Socialismus sofort den Rücken kehren, ja diese Bedrohung des Privateigenthums auf das entschiedenste bekämpfen.

Andererseits erklärt diese Gier nach Grundbesitz zugleich die rasche Verbreitung der socialistischen Lehren, welche dem besitzlosen, gedrückten und unwissenden Volke das Ideal der „Felderverteilung" verkündigten. Das wirkte wie mit Zaubergewalt. Dieser Zustand aber wird noch durch eine Thatsache verschlimmert. Der ländliche Arbeiter im Alföld ist nämlich bestrebt, mindestens ein Stück Ackerfeld in Pacht zu erlangen, wenn er kein Eigenland zu erwerben vermag; doch auch diese Möglichkeit ist dem kleinen Manne in der Regel sehr erschwert oder ganz unmöglich gemacht. Und hier sind es nicht die Latifundienbesitzer, welche den Arbeitern schädlich entgegenwirken; andere, die eigentlichen Gegner, ja die Feinde der Arbeiter sind die grundbesitzenden Bauern. Diese südungarische Bauernschaft hält nicht nur den erworbenen Besitz fest in Händen, sondern sie strebt mit einer an Leidenschaft grenzenden Unersättlichkeit nach steliger Vermehrung dieses Besitzes. Für den Bauer existiert nicht die hohe Summe, die er für ein an sein Gut grenzendes verkäufliches Grundstück nicht bezahlen würde. Ebenso schrauben diese Bauern die Pachtschillinge hinauf, wenn es sich um einen Acker an ihrer Grenze handelt. Denn bei dem Alfölder Bauer hat das Geld keinen Wert, es ist ihm lediglich ein Mittel zum Erwerb von Grund und Boden. Deshalb schätzt er den Menschen auch nicht nach seinem Gelde, sondern bloß nach seinem Grundbesitz. Er belastet sich oft mit Schulden, nur um seinem Hang nach der Vermehrung dieses Besitzes fröhnen zu können. Übrigens weiß dieser Bauer mit dem Geld auch nichts weiter anzufangen. Eine intensivere Bodenwirtschaft, Investitionen zur Erzielung einer höheren Cultur kennt er nicht; die verzinsliche Anlage in Sparcassen und anderen Geldinstituten verschmäht er, namentlich seitdem durch schwindelhaftes oder betrügerisches Gebaren, Defraudation oder nachlässige und leichtsinnige Verwaltung eine Reihe solcher Institute (in Makó, Csaba, Békés-Szt. András, Bánfalva u. a. O.) zugrunde gegangen ist und bei dieser Gelegenheit gerade das gemeine Volk den größten Schaden erlitten hat.

Dieser Zug nach Erwerb oder Vermehrung des Grundbesitzes hat bei den Bauern im Alföld jene an Geiz grenzende Sparsamkeit erzeugt, welche man selbst bei vermöglicheren Leuten dieser Classe antrifft. Die Bauern legen sich oft die härtesten Entbehrungen auf, nähren und kleiden sich schlecht, besuchen kein Wirtshaus und wissen auf solche Weise

selbst in schlimmen Jahren Geld zusammenzuscharren. Bei den slovakischen Bauern der Gegend herrscht überdies die Sitte, dass das Gut unter den erbberechtigten Familiengliedern nicht aufgetheilt wird. Wie in den Hauscommunionen der ehemaligen Militärgrenze lebt und wohnt die Familie gemeinsam auf dem Besitz, der unter Aufsicht und Leitung des Familienhauptes gemeinschaftlich bearbeitet wird, wobei der Vater den eigenen Sohn bei der Arbeit weniger schont als den Knecht oder den Taglöhner.

Daher kommt es, dass diese Bauern nicht nur die Bodenpreise in die Höhe treiben trotz der verminderten Erträgnisse,[1]) sondern dass sie auch bei Pachtungen einander überbieten, weil der Bauer seine auf das Feld verwendete Mühe und Arbeit nicht in Rechnung zieht. Bleibt ihm nebst der Aussaat und dem Pachtschilling noch ein geringer Nutzen, so erscheint die Pachtung für ihn schon rentabel, denn die Arbeit selbst hat bei ihm keinen Wert. Das sind die Ursachen, welche im Alföld den Erwerb oder auch die Pachtung von Ackerland jenen verwehren, die über keine bedeutenden Geldkräfte verfügen; der kleine Mann wird durch diese Concurrenz seiner vermöglicheren Standesgenossen von dem Besitz oder auch nur von der Pachtung einiger Ackerfelder nahezu gänzlich ausgeschlossen.

Ein Beispiel für viele! Die Stadt Hód-Mező-Vásárhely, der Schauplatz der letzten socialistischen Bauerntumulte, hat auf ihrem Gebiete von 14 Quadratmeilen insgesammt 9540 Grundbesitzer und zwar unter 1 Joch 2594, 1 bis 5 Joch 2706, 5 bis 15 Joch 2135, 15 bis 30 Joch 1151, 30 bis 50 Joch 537, 50 bis 100 Joch 304, 100 bis 200 Joch 79, 200 bis 500 Joch 22, 500 bis 1000 Joch 7, über 1000 Joch 5 Besitzer. Nimmt man an, dass auf jeden Besitzer durchschnittlich 4 Familienmitglieder entfallen, so stehen von den 55.475 Einwohnern 38.160 Besitzer 17.315 Besitzlosen gegenüber. Scheidet man jedoch die Bevölkerung in Arbeitsucher und Arbeitgeber, so beträgt die Zahl der ersteren 38.515, die der letzteren 16.960; denn die Besitzer von 5 Joch und darunter können von diesem Besitze allein sich und ihre Familie nicht ernähren, sondern sind überdies noch auf auswärtige Arbeit oder auf Pachtung angewiesen. Indes so viel Arbeitsuchenden gewährt das riesige Areal der Stadt keinen ausreichenden Erwerb, weil einerseits infolge der Besitzvertheilung der größte Theil der Grundbesitzer sein Feld mit Hilfe der eigenen Familie allein bestellt und

[1]) Ein Joch von 1000 Quadratklafter wird von den rivalisierenden Bauern oft bis zu 500 fl. Ankauf hinaufgetrieben.

andererseits bei Ausbietung des Gemeindebesitzes zu Pachtungen die kleinen Leute von den besser situierten Bauern überboten und ausgeschlossen werden. Arbeit findet der landwirtschaftliche Arbeiter im Alföld nur noch auf den Latifundien der einzelnen Großgrundbesitzer; seine bäuerlichen Standesgenossen sind ihm die größten Gegner, und da diese hier gerade in den großen Städten und Gemeinden (wie Szegedin, Hód-Mező-Vásárhely, Makó u. a. O.) den Ausschlag geben, so sehen die kleinsten Grundbesitzer sowie die besitzlosen Arbeiter sich zu ewigem Proletariat verurtheilt. Das erkennen und fühlen die Leute, und daher gewinnt der Hass gegen die Besitzenden fortwährende Nahrung.

Zur Verschlimmerung der Lage dieser gedrückten Classe und sonach zur Förderung der agrarsocialistischen Bewegung tragen auch die Besteuerungsverhältnisse, insbesondere die ungemeine Belastung der kleinsten Grundbesitzer vieles bei. Hier kommen namentlich die Steuerzuschläge in Betracht, welche die Gemeinden und das Comitat auf die Bevölkerung auswerfen. Es gibt im Alföld Gemeinden, in denen die Communalsteuern nahezu 100 % und sogar mehr der directen Staatssteuern ausmachen, so in Szentes und Hód-Mező-Vásárhely, in Makó 80, in Csaba und Békés 60, in Orosháza 50 % u. s. w. Wie schwer drücken diese Gemeindesteuern vor allem in jenen Gemeinden, die kein Extravillan besitzen, die gesammten Lasten also nach ihrem Intravillanbesitze decken müssen! Sehr verschlechtert haben sich diese Zustände seit der Ablösung der Schankregalien durch den Staat; denn durch diese Ablösung wurden die Einkünfte der Gemeinden erheblich gemindert, jene des Staates aber von Jahr zu Jahr außerordentlich erhöht. Nach den statistischen Ausweisen ist der kleine und mittlere Grundbesitz im Alföld mit einer durchschnittlichen Jahressteuer von 7 bis 8 fl. pro Joch belastet. Bei solcher Belastung kann auch der Pachtzins für ein Joch nicht unter 14 bis 18 fl. betragen, und selbst dann findet der verpachtende Besitzer seine Rechnung nicht. Wie soll aber bei einem Pacht von nur 15 fl. pro Joch auch noch der Pächter bestehen können? Und dennoch lassen sich namentlich die kleinsten Besitzer in solche Pachtspeculationen ein, wobei sie häufig den eigenen Kleinbesitz einbüßen.

Dass solche abgestifteten oder verschuldeten Kleinbesitzer dann zu Proletariern werden und den socialistischen Lehren gerne Gehör leihen, ist begreiflich. Die öffentlichen Lasten für den Staat, für das Comitat, für die Gemeinde, Kirche und Schule drücken auf den kleinen Mann umso schwerer, je geringer sein Besitzthum ist, so dass der Arbeiter, der ein Häuschen und ein Zwergstück Feld besitzt, nahezu ein Drittel seines

schmalen Erwerbes zur Deckung dieser öffentlichen Schuldigkeiten verwenden muss.

Die Nachlässigkeit, Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit der politischen Verwaltungsorgane gehörte bis vor kurzem ebenfalls zu den Specialitäten des Alföld. Die Administration ist zwar in Ungarn überhaupt mit vielen Mängeln und Gebrechen behaftet und eine allgemeine gründliche Reform hier dringliche Nothwendigkeit; aber in den südungarischen Comitaten war diese Verwaltung noch mit besonderen Fehlern belastet, unter denen die Defraudation und Parteilichkeit an erster Stelle zu nennen sind. Hierzu kam noch die rohe Behandlung des Volkes von Seiten der Comitats- und Communalbeamten. Dadurch bildete sich in den niedern Schichten der Bevölkerung die Überzeugung, dass der Bauer niemals sein Recht finden könne. Deshalb wandte er sich auch in der Regel nur ungern an seine Localbehörden. Der Bürgermeister von Hód-Mező-Vásárhely, Dr. Baksa, der eine seltene Ausnahme unter diesen Beamten bildet, sagte in einer Commissionsberathung: „Eine allgemeine Erscheinung im Alföld und insbesondere in Vásárhely ist die Antipathie, ja der Hass der armen Classe gegen die ‚Herren'. Dazu boten die administrativen Missbräuche den Anlass. Während z. B. die Herrschaften und vermöglicheren Landwirte zur Zeit der öffentlichen Arbeitsleistungen nur ein Fünftel oder ein Zehntel ihrer Zugthiere einbekannten und darnach belastet wurden, zwang man den armen Teufel unbarmherzig zur vollen Leistung. Erhielten die grundherrlichen Flussregulierungsgesellschaften nicht um den gebotenen Bettellohn die Arbeiter, dann steckten sie sich oft hinter die Verwaltungsbeamten, und diese befahlen ohne Noth den Kleinbauern und Taglöhnern die unentgeltliche Arbeit als ‚öffentliche Arbeitsleistung'. Infolge des Wahlsystems findet der Arbeiter und Dienstbote bei den Beamten gegen seinen Arbeitsgeber und Herrn kein Recht, da ja dieser letztere ein Wähler des Beamten ist und dieser ihn im Hinblicke auf die Wiederwahl schonen muss. Die Anforderungen des modernen Staats- und Gemeindelebens, wie die allgemeine Schulpflicht bei hohem Schulgeld, die Wege- und Straßensteuer, die Bauvorschriften, der Zwang zur Herstellung der Trottoirs und zur Reinigung der Rauchfänge (in den Städten), die Hundesteuer, die Erhöhung der Tabakpreise u. s. w., erschweren ungemein die Existenz des Kleinbauers und des Arbeiters, ohne ihm hiefür entsprechende Vortheile zu bieten."

Dass eine so geartete Verwaltung nicht imstande war, die Ursachen der socialistischen Bewegung zu erkennen, ja dass sie von der

Bewegung selbst überrascht wurde und sich derselben gegenüber als total unfähig bewies, wurde schon weiter oben angedeutet. Hier will ich nur noch bemerken, dass diese corrupten „Hüter der öffentlichen Ordnung" beim Ausbruche der Ruhestörungen durch drakonische Strenge und brutale Gewalt die Gefahr zu unterdrücken suchten, und als ihnen das nicht gelang, wandten sie die alte, ehedem landesübliche Taktik an, dass sie den „Bock zum Gärtner machten". Sie suchten nämlich die Anführer der Arbeiter zu gewinnen, gaben ihnen besoldete Stellen, bestellten sie zu Kleinrichtern, Polizeidienern, Straßenmännern u. dgl. Dieses Verhalten der unfähigen und eingeschüchterten „Herren" hatte wohl zur Folge, dass einige der Arbeiterführer zum Schweigen gebracht wurden, dass aber in der Menge sich die Ansicht festsetzte, man brauche sich den Behörden gegenüber nur zu exponieren, dann werde dem Elend sofort abgeholfen, und der Betreffende gelange zu einem einträglichen Posten. In der Jüngstzeit sollen sich die verrotteten Verwaltungszustände im Alföld etwas gebessert haben; das wäre sehr erfreulich, denn die corrupte Administration bildet eine Hauptquelle der Klagen und der Unzufriedenheit des arbeitenden niederen Volkes, das mehr als der besitzende Staats- und Gemeindebürger auf die schützende und unterstützende Hilfe, den guten Rath und Beistand der Verwaltungsorgane angewiesen ist. Niemals dringt der Stachel des Misstrauens und der Erbitterung so leicht und so tief ein, als wenn der arme Mann erkennen muss, dass er in seiner Armut und Hilflosigkeit auch von jenen verlassen, ja gemisshandelt wird, die zur Wahrung und Vertheidigung seiner Rechte bestimmt sind.

Nur bei solcher Fahrlässigkeit, Indolenz und Parteilichkeit der Verwaltungsbehörden war es möglich, dass trotz der nahezu halbhundertjährigen Aufhebung der Grundhörigkeit, der Robot und des Zehents im Alföld dennoch schwer drückende Rechte dieser mittelalterlichen Lasten in Übung geblieben sind, ja sogar sich erheblich gemehrt und verbreitet haben.

Es sind dies die vom Volke bezeichnend „Wucher und Robot" genannten „Zwangsleistungen", welche unter den Ursachen und Factoren der agrarsocialistischen Bewegung eine hervorragende Stelle einnehmen. Dieser „Wucher" und diese „Robot" sind namentlich in den Comitaten Arad, Csanád, Békés und Csongrád sehr verbreitet. Worin besteht nun dieser „Wucher" und diese „Robot"?

Ich habe schon angeführt, dass im Alföld die früher übliche Hälftler-Arbeit, d. i. die Verpachtung gegen die Ablieferung des halben

Ernteertrages, heute nahezu gänzlich verschwunden ist; dagegen wurde die „Drittel-Arbeit" eingeführt und zwar bloß beim Maisbau, so dass der pachtende Arbeiter für seine Aussaat, Mühe und Plage nur ein Drittel der Ernte bezieht, die anderen zwei Drittel aber an den Besitzer des gepachteten Ackerfeldes abliefern muss. Der Nutzen einer solchen Pachtung ist in der Regel ein geringer. Würde der Arbeiter in den Taglohn gegangen sein, hätte er sich mehr verdient. Nichtsdestoweniger fänden die armen Leute noch immer ihr spärliches Auskommen, sie könnten sich mindestens das Futter zur Mästung ihres Schweines verschaffen, ohne das man sich im Alföld eine Familie kaum denken kann, wenn an diese Pachtungen nicht nebstdem andere, ebenso lästige als drückende Bedingungen geknüpft wären. Da muss der Drittelpächter dem Besitzer außer den zwei Dritteln der Ernte noch liefern einen Tag unentgeltlichen Spanndienst mit dem Wagen oder im Pfluge oder 2 bis 3 Tage unbezahlte Taglöhnerarbeit; das ist die „Robot". Der „Wucher" besteht in der Abgabe von 1 bis 3 fl. pro Joch, in der Lieferung von einem Paar Hühner oder Gänse, eines neuen Fruchtsackes u. dgl. Dass der Arbeiter selbst solche Bedingungen eingeht, kennzeichnet mehr als viele Worte den elenden Zustand, in dem er sich befindet, die Hilf- und Rathlosigkeit sowie die Willkür und Ausbeutung, der er preisgegeben ist. Und dieser Zustand gewinnt im Lande mit jedem Jahre mehr an Verbreitung.

Verstärkt wird das Elend noch durch die häufigen Abzüge an den Löhnen und Gebüren für Arbeiter und Dienstleute. Darin leisten die Wirtschaftsbeamten auf den herrschaftlichen Gütern nicht selten Unglaubliches; sie thun das umso leichter, weil sie einerseits von Seiten der Behörden wenig zu besorgen haben, andererseits durch die ersparten Wirtschaftsauslagen ihren percentuellen Antheil am Ertragsgewinne zu erhöhen vermögen. Um das arme Volk bekümmern sich weder die öffentlichen Behörden noch die Gesellschaft. Hören wir nur, in welcher Weise der Verwaltungsausschuss des Békéser Comitates selber diese Verhältnisse schildert!

„Nach der Aufhebung der Hörigkeit blieb das arbeitende Volk, das vordem sein Grundherr geleitet und beschützt hatte, sich selbst überlassen. Die frühere Mittelclasse war mit ihrer eigenen neuen Organisierung beschäftigt und bekümmerte sich nicht weiter um die rechtlich unabhängige, aber an diese Selbständigkeit noch nicht gewöhnte Arbeiterclasse, und während die ‚Freiheit' und die ‚Gleichheit' kein leerer Schall blieben, gewann die ‚Brüderlichkeit' keine concrete Gestaltung. Das

sich selbst überlassene Volk verfiel ohne Organisation, ohne Leitung und Schutz den Träumereien einer undisciplinierten Volksseele. Es träumte, dass die emigrierten Helden des Freiheitskampfes von 1848/49 heimkehren und allgemeines Wohlbefinden, Überfluss und wahrhaftige wirtschaftliche Gleichheit herstellen werden. Es war niemand, der die naiven Hoffnungen dieser eitlen Träumereien zerstört hätte. Als dann die Verfassung wieder hergestellt worden, gab das Volk diese seine Hoffnungen allerdings selber auf; es erblickte jedoch die Verhinderer seines wirtschaftlichen Wohlseins in jener Mittelclasse, welche jetzt am öffentlichen Leben theilnehmen konnte, die Gesetze schuf und über das gemeine Volk zu Gericht saß. Der Glaube des Volkes, dass diese Mittelclasse der Führerschaft unwürdig sei, wurde übrigens durch diese Mittelclasse selbst bekräftigt. Die gelegentlich der Reichstagswahlen gehaltenen Reden sowie die Korteschkniffe aller Art suchten vor dem Volke zu beweisen, dass die Mittelclasse (die ‚Gentry‘) tyrannisch, eigennützig, unehrenhaft sei. Die gegenseitigen Verdächtigungen und Herabsetzungen der Parteien fanden bei den Arbeitern in gleicher Weise Glauben, und inmitten der Rivalität der politischen Parteien lernte dieses Volk die vermöglicheren und intelligenteren Classen geringschätzen und verachten."

Der stark corrumpierende Einfluss der Reichstagswahlen auf den Charakter und die Moralität des Volkes in Ungarn kann nicht scharf genug betont werden. Denn bei diesen Wahlen ist das Lügen und Verkleinern, die Besudelung der verdienstvollsten Männer des Landes, das Schimpfen auf die Regierung und die Beamten, auf die Herren und Geistlichen eine gewöhnliche Praxis und die Nichteinhaltung des gegebenen Wortes oder der Gebrauch von List und Trug keine unehrenhafte Handlung. Zu dieser Zeit schmeichelt der hervorragendste Mann dem elendesten Kerl, wenn der Taugenichts ein Wähler ist. Das Essen und noch mehr das Trinken auf Kosten der Candidaten dauert oft Wochen lang, die Bestechung gilt nicht als Schande, ja wer dadurch dem Gegner die Stimme ablocken kann, rühmt sich offen dieses schändlichen Stimmenkaufes und wird ob des „gelungenen Streiches" beglückwünscht und beneidet.

(Schluss folgt.)

Die Freiherren von Teuffenbach in Steiermark.

Mit zwei Wappenabbildungen.

Von **Friedrich Marx**,
k. k. Oberst i. R.

Graz.

Da wo die Staatsbahn das Pfarrdorf Scheifling in einer großen Schlinge umfährt, an der Kirche von St. Lorenzen und dem die Thalsicht beherrschenden fünfthürmigen Schlosse Schrattenberg, Eigenthum des Fürsten Schwarzenberg, vorüber die südliche Thallehne hinansteigt, dann unter der hochragenden, höchst malerisch gelegenen Ruine Steinschloss in scharfer Wendung nach Süden in den Sattel von Neumarkt umbiegt, erblickt der Reisende knapp unterhalb des Bahnkörpers auf einer Fallkuppe zwischen den Wipfeln der Lärchen und Tannen wie aus der Vogelschau die Thürme und Mauern des seit bald zwei Jahrhunderten dem Verfalle preisgegebenen Schlosses Alt-Teuffenbach. Vom Fuße des Berges grüßt das Dorf Teuffenbach mit dem auch schon zur Ruine gewordenen Schlosse Neu-Teuffenbach herauf, am gleichnamigen Bache — auch Thajabach genannt — gelegen, der in den Alpen von St. Lambrecht entspringt und nach kurzem Laufe dem Dorfe gegenüber nächst der Murbrücke in den Fluss fällt. Ungern scheidet das Auge von einem der großartigsten und schönsten Landschaftsbilder Obersteiers, dessen Zauber uns auf raschem Vorüberfluge gefangen nimmt. Es ist so recht ein Blick in das Herz und all die Herrlichkeit des oberen Murbodens mit seinen tiefgrünen Matten, den vom klaren Bergstrom durchschlängelten Auen, den zahllosen Gehöften, Weilern und Ortschaften, dem die Berghänge bedeckenden Hochwald, den Alpentriften und blinkenden Berghäuptern darüber, welcher auf der Lehne von Teuffenbach sich uns erschließt und mit dem Dufte und Schimmer eines hellen Frühlingsmorgens für alle Zeit tief eingeprägt bleibt.

In den Mittelpunkt des prächtigen Landschaftsbildes sind Veste und Dorf Teuffenbach gestellt. Der Ausmündung des Wölzer- und Katschthales in den hier beträchtlich erweiterten Murboden gegenüber beherrscht es das Thalbecken zwischen Scheifling und Saurau in seiner ganzen Ausdehnung. Jenseits des Murflusses erblicken wir den gewaltigen Puxberg, der uns in der Mitte seiner senkrecht abfallenden röthlichen Wand eine weite und tiefe Öffnung zeigt, das Puxer Luegg, vom Volke das Puxer Loch genannt. Einst stand die unbezwingbare

Rittervefte Schallaun, Eigenthum der Teuffenbach, später der Grafen Saurau, in dem Loche; unter den Mauern des Felsenschlosses schoss ein mächtiger Bergquell hervor. Am Fuße des Berges gewahrt man die Ruinen des Schlosses Pux mit dem neuen Wohnhause, einst den Freiherren von Pranckh gehörig und vom verstorbenen bairischen Kriegsminister Baron Pranckh neuerdings für die Familie erworben. Die von der Veste Alt-Teuffenbach gekrönte Bergkuppe aber wird zum Ruhepunkte für das in der Herrlichkeit der Gegend schwelgende Auge. Mit wahrem Kennerblicke scheint der Ort für eine Ansiedlung gewählt, welche die Wiege eines ruhmreichen, um die Geschicke des Landes Steiermark und der habsburgischen Monarchie im Frieden und im Kriege hochverdienten Geschlechtes werden sollte. Am Knotenpunkte dreier Straßenzüge gelegen, welche nach Wien, ins Salzburgische und Venetianische führten, konnten Schloss und Ortschaft Teuffenbach von keiner Seite umgangen werden. Für die Anlage der Burg mochte außer den Handelszügen aus Süd, West und Nord auch der reiche Segen dieses Landstriches bestimmend gewesen sein. Die fetten Wiesengründe und Alpenweiden, die wildreichen Forste, der fast noch jungfräuliche Ackerboden, dem Urwalde abgewonnen, welcher an der großen Völker- und Heeresstraße noch alles Land bedeckte, die von Erzadern starrenden Berge, der rasche Gebirgsstrom, auf dessen Wellen bei zunehmender Cultur der Reichthum des Murbodens an Vieh und Alpenproducten aller Art, an Holz und Kohle, Eisen und Kupfer, nach Judenburg, Leoben, Bruck, Graz und ins steirische Unterland verflößt werden konnte: dies alles mochte Clerus und Adel zur Ansiedlung in dieser Gegend eingeladen haben. Dafür spricht die Gründung des Benedictinerklosters St. Lambrecht durch Marquard von Eppenstein im Jahre 1063, dafür auch die Nähe von Stammsitzen anderer einst mächtiger Adelsgeschlechter, als derer von Katsch, Pux, Stein, Schrattenberg und Wölz, dafür sprechen schließlich die zahlreichen Burgruinen, Schlösser und Edelsitze, welche die Staatsbahn von Knittelfeld und Judenburg an beiderseits des Murflusses begleiten und mit der Frauenburg des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein bei Unzmarkt uns ein buntbewegtes, farbenprächtiges Stück Mittelalter ins Gedächtnis rufen. Auf diesem Schauplatze hat der Adel in beständiger Fehde untereinander, gegen die benachbarten Stifter und Städte, in den Kämpfen der mächtigen Dynastengeschlechter der Eppensteiner, Traungauer, Babenberger, in den Kriegen Ottokars II. von Böhmen, auf Römerfahrten und in Kreuz-

zügen die Waffe geschärft, welche nach Erwählung Rudolfs I. von Habsburg zum römischen Könige und der Versammlung der Landstände, Ministerialen und Edelherren von Steier und Kärnten im Stifte zu Rein am 19. September 1276 fortan in den Dienst dieses Herrschers und seiner Nachfolger gestellt und in den folgenden Jahrhunderten auf allen Schlachtfeldern Europas geschwungen werden sollte.

Am Geschichtsleben der Steiermark nahm das rasch aufblühende, zu Reichthum, Macht und hohem Ansehen gelangte Geschlecht der Teuffenbach regen Antheil und ist durch seine Sprossen in vielen für die Geschicke des Landes entscheidenden Momenten hervorgetreten. Gute Verwalter und kluge Mehrer ihres ausgedehnten Familienbesitzes in Steiermark und Kärnten, später auch in Niederösterreich, Mähren, Böhmen und im Küstenlande, mit den ältesten und vornehmsten Adelsgeschlechtern Inneröſterreichs, dann Mährens und Böhmens verschwägert, erprobte treue Räthe ihrer Landesfürsten, durch Frömmigkeit, Wohlthätigkeitssinn, wissenschaftliches Streben und humanistische Bildung ausgezeichnet, haben die Ritter und später die Freiherren von Teuffenbach insbesondere auf dem Felde der Ehre die reichsten Lorbeeren gepflückt und in den kaiserlichen Feldmarschällen Christoph und dessen Sohne Rudolf von Teuffenbach-Mayrhofen unvergänglichen Kriegsruhm gewonnen.

Wurzbachs „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich" führt nicht weniger als 62 denkwürdige Sprossen des freiherrlichen Hauses Teuffenbach an, welche als Kriegshelden, Feldobriste, Kriegsräthe, als Landeshauptleute, Landesverweser, Burggrafen, als Prälaten, Prinzenerzieher, Wohlthäter und Stifter sich um das Gemeinwohl, um das Kronland Steiermark, um die habsburgische Monarchie und Dynastie verdient gemacht, im Laufe der Jahrhunderte den Glanz und Ruhm ihres Geschlechtes gemehrt haben. Den Helden, die auf so vielen Schlachtfeldern gekämpft und geblutet, ihre Treue für Kaiser und Reich mit dem Opfertode besiegelt haben, tritt eine lange Reihe hochgemuther edler Frauen an die Seite, Töchter dieses Hauses, welche Stammütter anderer berühmter Geschlechter, so der Grafen Daun, Stubenberg, Herberstein, Welsersheimb u. a., geworden sind. Ebenso gehörten die Frauen, welche die Freiherren von Teuffenbach heimführten, dem vornehmsten österreichischen und Reichsadel an, da wir in den Stammtafeln dieses Geschlechtes die Namen Althann, Blagay, Breuner, Dietrichstein, Fünfkirchen, Galler, Harrach, Herberstein, Herbersdorf, Khuen, Königs-

berg, Löwenstein, Mordax, Pranckh, Puchheim, Rauber, Regall, Rottal, Scherfenberg, Saurau, Stadl, Stampfer, Strassoldo, Sternberg, Stubenberg, Thanhausen, Thurn-Valsassina, Troyer, Wagensberg, Welsersheimb, Windisch-grätz, Zierotin, Zinzendorf u. a. verzeichnet finden.

Welch lohnende Aufgabe harrt des Historikers, der einst berufen sein wird, die Geschichte des freiherrlichen Hauses Teuffenbach zu schreiben! Welch reiche Auswahl kraftvoller Gestalten, stolzer Thaten, merkwürdiger, mitunter hochtragischer Schicksale tritt uns schon aus Wurzbachs kurzgefasster Schilderung denkwürdiger Sprossen dieses Geschlechtes entgegen! Wie scharf und eigenartig prägt sich der Geist der Zeiten, in deren Dienst sie gelebt und gewirkt, in diesen Charakterköpfen voll Drang nach Unabhängigkeit aus! Aber trotz der Verschiedenheit der Zeiten und Lebensbedingungen tragen sie gleich den Bildern einer Ahnengallerie doch alle den gemeinsamen Familienzug: von ihren Burgsitzen und Herrenschlössern hinauszustreben ins Volks- und Staatsleben, ins Große und Ganze der Menschheit, im Panzer und Waffenrock, im Staatskleide oder Talar dem Throne und der Kirche, dem Vaterlande und dem Volke ihre Dienste in uneigennütziger Weise zu weihen. Diese Tradition, allzeit hochgehalten, erbte sich von den Ahnen auf die spätesten Enkel fort; nur so konnte es geschehen, dass dieses Geschlecht seinen vormals so ausgedehnten Güterbesitz zwar eingebüßt, seinen Rang im österreichischen Adel aber als eines der ältesten und vornehmsten, der ruhmreichsten und verdienstvollsten bis auf die Gegenwart behauptet hat.

Nach den am Schlusse angeführten Quellen sei die Familiengeschichte der Teuffenbach mit den Thaten und Schicksalen ihrer hervorragendsten Vertreter in dem durch die Raumverhältnisse dieser Monatsschrift bedingten Rahmen erzählt.

Bei verschiedener Schreibweise des Namens, als: Tiefenbach, Teufenbach, Tiuphenbach u. a., wird dieses ritterliche Geschlecht schon im 11. Jahrhundert urkundlich angeführt. Die Stammtafel der Freiherren von Teuffenbach im k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchive reicht bis auf Ortholph zurück, der im Jahre 1080 aus Sachsen kam. Diese Abstammung ist vom deutschen Ritter- und Malteserorden bestätigt worden. Die Namen zweier Brüder, Perchtold und Ditmar, stehen in einer Urkunde vom Jahre 1141 eingetragen. Ein Engelbert, welcher 1151 bis 1182 lebte, wird

als Wohlthäter des Stiftes Admont bezeichnet. Ein Otto betheiligt sich 1276 an der Zusammenkunft der steirischen Edlen im Kloster Rein, wo diese dem Hause Habsburg den Eid der Treue leisteten. Ort und Kirche Teuffenbach bestanden schon um das Jahr 850; die Burg Teuffenbach wird unter jenen Burgen und Schlössern aufgezählt, auf denen um diese Zeit „hochedle, edle, sowie gemeinfreie" Männer im Lande selbst als unbeschränkte Herren ihrer Besitzungen saßen. Unter den steiermärkischen Edelherren und Geschlechtern, welche im 12. Jahrhundert Ministerialen der Landesregenten waren, erscheinen auch die Teuffenbach.

Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts bildeten dieselben nur eine Linie. Erst durch die Söhne Hartmanns (Härtl), Rudolf und Leutold, welche in der zweiten Hälfte des 13. und im Beginne des 14. Jahrhunderts lebten, scheint die Scheidung des Geschlechtes in die Linien Teuffenbach zu Tiefenbach-Maßwegg und Teuffenbach-Mayrhofen erfolgt zu sein. Nachdem gewiegte Historiker, wie Muchar, Brandl, d'Elvert, Hönisch u. a., in ihren Urtheilen über die Zusammengehörigkeit dieser Linien einig sind, außer manch anderen Umständen vornehmlich die längere Zeit bestandene Übereinstimmung der Wappen,[1])

[1]) „Die Verschiedenheit der Felder in den späteren Wappen der beiden Linien Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg und Teuffenbach-Mayrhofen hat die Genealogen und Heraldiker zu dem Irrthume verleitet, zwei ganz verschiedene Geschlechter anzunehmen. Es enthält aber das steiermärkische Landesarchiv in Gratz unter Nr. 1918 eine Urkunde, datirt: ‚Wolfsberg 1. December 1323', in welcher Cuno und Härtl von Teuffenbach ein und dasselbe Siegel führen, welches in einem dreieckigen Felde zwei Querbalken zeigt. Hartmann (Härtl) gehörte aber dem kurz vorher abgetrennten Zweige der Teuffenbach-Mayrhofen an, während von Cunos Sohne Ernst, wie urkundlich festgestellt, die ununterbrochene Stammesreihe der Teuffenbach von Tiefenbach und Maßweg anhebt. Haben nun Cuno und Hartmann noch ein gemeinsames Wappen, und zwar dasselbe, das die Familie Teuffenbach heute noch führt, so widerlegt sich von selbst die Behauptung jener Schriftsteller, welche die Linie Teuffenbach-Mayrhofen als eine selbständige, mit den Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg gar nicht verwandte betrachten. Die spätere Veränderung, welche mit dem Wappen der Teuffenbach-Mayrhofen durch Aufnahme des Wappens der ausgestorbenen Freiherren von Seissenegg erfolgte, ändert nichts an der Thatsache, daß das Wappen beider Linien einmal ein gemeinsames, und beide Familien eine gewesen. Das freiherrliche Wappen beschreibt Baron Stadl in seinem ‚Ehrenspiegel des Herzogthums Steiermark', wie folgt: Ein der Breite nach fünfmal getheilter Schild, sein erster, dritter und fünfter Theil weiß (oder silbern), der zweite und vierte schwarz. Auf seinem oberen Rande ruhen zwei gekrönte Turnierhelme. Aus der Krone des einen Helmes wächst ein Mann, gleich demselben fünf-

die Unterzeichnung gleichzeitiger Sprossen beider Linien ohne besondere Unterscheidung auf Urkunden und Staatsacten für diese Annahme spricht, so dürfen auch wir sie als glaubwürdige Thatsache hinnehmen, wie sich in der Familie selbst die Tradition vom gemeinsamen Ursprung beider Linien durch alle Zeiten erhalten hat. Auch das uns vorliegende Originaldiplom, ausgestellt zu Wien am 19. August 1624 wegen Ver-

mal silbern und schwarz gestreift, mit gespitztem Barte, auf dem Kopfe einen hohen silbern und schwarz gestreiften Hut; der andere Helm trägt ebenfalls einen fünfmal silbern und schwarz gestreiften Flug. Die Helmdecken sind beiderseits schwarz mit Silber unterlegt. Was nun den bärtigen Mann des Helmschmuckes betrifft, so gibt es über diesen folgende Wappensage: Christoph Teuffenbach-Mayrhofen belagerte, wie dies in seiner Lebensskizze S. 13, Nr. 14, erzählt wurde, Fillek (Fülek) und war schon nahe daran, es zu erobern, als der Pascha von Temesvár zum Entsatze der Veste heranzog. Dadurch zwischen zwei Feinde gebracht, ließ er dieselbe durch einen kleinen Theil seiner Söldner beobachten und rückte mit dem größeren (etwa 10.000 Streiter) in eine vortheilhafte Stellung vor, in welcher er den gegen 30.000 Mann starken Feind erwartete. Als nun der Pascha den von Gestalt kleinen Teuffenbach an der Spitze der Schlachtreihen erblickte, rief er, den kleinen Feldherrn mit dem weißen Barte verhöhnend, aus: ‚Was will denn dieses graue Christenkind gegen mich ausrichten?‘ und gab Befehl zum Angriff. Teuffenbach nahm denselben an mit seiner Schaar, so ungestüm auf die Türken sich stürzend, daß diese zurückgeworfen, viele ihrer Leute und Anführer getödtet, der Pascha selbst aber gefangen genommen wurde. Das Bild desselben wird noch in der Teuffenbach'schen Bildersammlung im Schlosse Peuma bei Görz aufbewahrt. Zur Erinnerung an die glänzende Waffenthat aber nahm Teuffenbach den Oberkörper eines fünfbärtigen Mannes, der in Windeln eingewickelt ist und einen Feldherrnhut trägt, in sein Wappen auf, um damit zugleich an den fünfbärtigen Feldherrn und an das ‚graue Christenkind‘ zu gemahnen. So lautet die Familiensage. Richtig an derselben ist wohl Christophs Waffenthat bei Fülek, die kleine Gestalt und der graue Bart des Feldherrn, unrichtig dagegen die Angabe, daß Christoph sein Wappen in dieser Weise umgestaltet und seine Waffenthat dadurch verherrlicht habe. Die Linie Teuffenbach-Mayrhofen hat nie das Wappen mit dem bärtigen Manne geführt, welches nur den Linien Teuffenbach zu Tiefenbach und Teuffenbach-Maßweg eigenthümlich und viel älter war. Jene Sage aber, welche auf eine Verquickung der Linien hindeutet, dürfte durch den Umstand gefördert worden sein, daß Christoph Teuffenbach auf den meisten Bildern nicht mit dem Teuffenbach-Mayrhof-schen, sondern mit dem Teuffenbach-Tiefenbach'schen Wappen dargestellt ist, wodurch sie allerdings ganz zwanglos mit der Geschichte dieses ruhmvollen Feldherrn in Verbindung gebracht werden konnte. Ausführliches über das Wappen der Teuffenbach und die Aenderungen, welche sich im Laufe der Zeit mit demselben vollzogen haben, erzählt Hauptmann von Beckh-Widmanstetter in seinen mehrerwähnten ‚Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärnthens‘, S. 44–48."

v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, XLIV.

leihung des Titels „Hochwohlgeboren" und der damit verbundenen Prärogative an Rudolf Freiherrn von Teuffenbach spricht nur von dem „uralten sowol im Heiligen Römischen Reiche als auch allen Unsern Erblichen Königreichen, Fürstenthumben, und Landen mit sonderm Rhuem bekannten Namen und Stamme der Wohlgebornen, Unserer Lieben getreuen, der Freiherrn von Teuffenbach", nicht von „Teuffenbach-Mayrhofen"; so auch viele andere Urkunden vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. Wären die Familien nicht zusammengehörig gewesen, würden sie sich gewiss mit ihren Prädicaten geschrieben haben. Alle drei Linien werden abwechselnd ohne Unterscheidung nur Teuffenbach genannt und wie beim großen Landesaufgebote im Jahre 1447 unterschiedslos als solche aufgeführt.

Hierbei ist noch zu bemerken, dass die oststeirische Linie das Gut Mayrhofen erst im Jahre 1370, nach anderen 1377, durch Kauf erworben hat. Die Verschiedenheit der Abstammung hätte daher vor dieser Zeit zur Unterscheidung von dem obersteirischen Geschlechte durch irgendein anderes Prädicat zum Ausdrucke kommen müssen, da einem wie dem anderen Geschlechte aus besitzrechtlichen und anderen Gründen daran gelegen sein musste, jeder Verwechslung vorzubeugen. Die Bezeichnung „aus dem Gehag" war kein Prädicat und kommt in Brandls Urkundenbuch bei „Hertlein von Teuffenbach" in der Urkunde XLI vom 23. April 1358 zum letztenmale vor, während das Prädicat „zu Mayrhofen" erst vom Beginne des 16. Jahrhunderts an zur Regel wird.

Die später eingetretene Änderung des Wappens der Teuffenbach-Mayrhofen erklärt der Geschichtsforscher Hauptmann Leopold v. Beckh-Widmanstetter in seinen verdienstvollen „Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärnthens", Berlin 1877 bis 1878, und spricht sich für die Wahrscheinlichkeit der Familientradition über den gemeinsamen Ursprung beider Linien Teuffenbach aus. Scheint es doch kaum denkbar, dass im Laufe der Jahrhunderte, in welchen dieselben nebeneinander in der Steiermark gelebt und deren Mitglieder als Landstände gewiss in vielfache Berührung miteinander gelangt sind, die Verschiedenheit der Abstammung beider Linien nicht irgendeinen urkundlichen Ausdruck gefunden haben sollte! Solange die genealogische Forschung einen solchen Beweis nicht erbracht hat, bleibt die Familienüberlieferung vom gemeinsamen Ursprunge beider Linien aufrecht und in Ehren. Wir kommen noch später darauf zurück.

Die Linie Teuffenbach=Maßwegg scheidet sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Tristrans Söhnen Andreas und



„Die von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg 2c."

Georg in zwei Hauptstämme, den Andreas'schen der Freiherren Teuffenbach=Maßwegg und den Georg'schen der Freiherren

Teuffenbach zu Teuffenbach, welche wieder mehrere Nebenzweige bildeten. Der Georg'sche Hauptstamm erlosch mit Wolf Andreas, der



„Die von Teuffenpach zu Mairhofen 2c."

am 13. September 1688 bestattet wurde. Der von Andreas ausgehende Hauptstamm aber, der sich in viele von dessen Urenkeln Otto, Johann

und Gallus gebildete Nebenzweige spaltete, blüht in dem des letztgenannten noch zur Stunde. Das Nähere hierüber ist aus den in Wurzbachs Biographischem Lexikon enthaltenen Stammtafeln zu ersehen.

Der Güterbesitz der Freiherren Teuffenbach-Maßwegg sowie Teuffenbach zu Teuffenbach dehnte sich vom Stammgute allmählich über verschiedene Gegenden der Steiermark und Kärntens aus. So gehörten diesen beiden Linien: der Vaßhof nächst Teuffenbach, Maßwegg, die Güter Einöd bei Knittelfeld, Eppenstein, Farrach, Feistritz bei Schöder, Gustersheim, Hardt bei Kindberg, Landschach, Oberndorf, Offenburg, Reiffenstein, Sauerbrunn bei Pöls in Obersteier, Schallaun bei Pux, Schalleck, Stattenberg in Untersteier, Scheifling, Spielberg und Thaun bei Knittelfeld, wozu im 18. Jahrhundert Schloss Lichtengraben im Lavantthale Kärntens kam.

Von den denkwürdigen Sprossen der Linie Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg (Andreas'scher Hauptstamm) seien genannt:

1. Offo, einer der vornehmsten Edlen des Landes, der selbst Adelige zu Dienstmannen hatte. Als Zeuge erscheint er auf einer Urkunde vom 22. December 1260 unterfertigt, mit welcher König Ottokar dem Stifte St. Lambrecht Schenkungen der Brüder Gundaker und Otto von Stein an die Kirche und die Klosterbrüder von Mariahof bestätigte. Dieser Offo von Teuffenbach ist es auch, welcher am 19. September 1276 der Versammlung der steirischen Edlen im Kloster Rein beiwohnte, auf der dieselben dem Hause Habsburg den Eid der Treue schwuren. Bei der 600jährigen Feier des Anfalles der Steiermark an die habsburgische Dynastie zu Graz im Jahre 1883 war Offo in der Darstellung dieser Huldigung durch einen Grafen Aichelburg vertreten. Offo lebte noch im Jahre 1292. Seine Mutter Alhaidis starb nach Pangerls St. Lambrechter Todtenbüchern am 19. Februar 1276. Nach derselben Quelle erhielt Offos Gemahlin Mechtild als Wohlthäterin des Stiftes St. Lambrecht daselbst ihre letzte Ruhestätte. In einer Urkunde des Landesarchives in Graz, Stück 975[b], vom 13. Jänner 1272 erscheinen „Offerlein von Teufepach" mit seinem Gemahl Mechtild, seinem Sohne Offerlein, dann Offos Brüder Heinrich und Hertwig, Richza, des letzteren Hausfrau, und als Zeuge unter anderen auch „Engelschalc von Teufenpach" namentlich angeführt.

2. Friedrich; er lebte im 14. Jahrhundert und soll nach der Sage Margareta Maultasch, die Markgräfin von Tirol, auf ihrem Kriegszuge aus Kärnten über Salzburg nach Tirol bei der Veste

Alt-Teuffenbach überfallen und zur Flucht nach Kärnten gezwungen haben. Ein Stück Feld, die Kling- und Blutwiese, von den Klingen, die bei diesem Kampfe sich kreuzten, und dem Blute, das bei demselben geflossen, so genannt, erinnert noch heute an diesen Überfall.

3. Tristran (Christian), gest. 1475, ein berühmter steirischer Kriegsheld, gieng mit dem damaligen Herzog, späteren Kaiser Friedrich III. am 9. August 1436 in Triest zu Schiff, um dessen Zug zum heiligen Grabe mitzumachen, erhielt in Jerusalem den Ritterschlag und befand sich schon im December desselben Jahres wieder daheim. Im Jahre 1447 betheiligte er sich noch mit sechs anderen Sprossen seines Geschlechtes an dem großen Aufgebote, welches die Vasallen des Kaisers aus Steiermark, Kärnten und Krain Mitte Juni gegen den drohenden Einfall der Ungarn nach Fürstenfeld ins Feld berief; keine andere Familie des Landes hatte bei diesem Aufgebote eine gleich große Anzahl Ritter aufzuweisen. Am 28. October 1469 erscheint er auf der Versammlung steirischer Edlen zu Judenburg, um über die Nothlage des Landes zu berathen. Im Kampfe gegen die Türken bei Rann am 24. August 1475 starb Tristran mit 124 Edlen der vornehmsten Geschlechter Innerösterreichs den Heldentod. Er war auch der Stifter der Kaplanei zu Teuffenbach.

4. Andreas, ein Sohn Tristrans, kämpfte im Jahre 1452 mit Andreas Baumkirchner und anderen bei Muchar genannten steirischen Edlen zur Rettung des Kaisers Friedrich III. in dem durch Ulrich von Cilli und Eizinger belagerten Wiener-Neustadt, betheiligte sich mit seinem Bruder Georg bei der Vertheidigung Wiens und erhielt 1478 vom genannten Kaiser die Pflegschaft des Schlosses Eppenstein. In diesem Jahre hatte der Kaiser ihm auch die Hälfte des Marktes Obdach verpfändet. Nach Urkunden soll Andreas eines gewaltsamen Todes, wahrscheinlich im Kampfe gegen die Ungarn, gestorben sein.

Durch seine Gemahlin Katharina von Radmannsdorf wurde Andreas der Ahn des ersten Hauptstammes Maßwegg der Teuffenbach.

5. Johann (Hans), gest. 1542, war ein Sohn des Andreas aus dessen Ehe mit Katharina von Radmannsdorf. Von Kaiser Maximilian I. erhielt er 1509 die Verschreibung des Schlosses Eppenstein, welche von seinem Sohne Victor um das Jahr 1520 erneuert ward. Auch wurde ihm und seinem Neffen Franz von König Ferdinand I. mit Urkunde ddo. Wien, 5. Februar 1537 „wegen vieler und guter um das Haus Österreich erworbener Dienste" auf Lebenszeit das Fischrecht auf einem

Freitheile in der Ingering bei Knittelfeld verliehen. Johann dotierte das in Judenburg nahe dem Murflusse am Abhange des Judenburger Berges bestandene Frauenkloster zur heiligen Maria im Paradeis in reichem Maße mit Grundstücken und anderen Gütern. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Walpurga von Lichtenberg, dann mit Regina von Dietrichstein, der Schwester des berühmten Staatsmannes und Lieblings Kaisers Max I., Siegmunds Freiherrn von Dietrichstein. Hans von Teuffenbach erscheint in dieses Kaisers „Freidal" bei den Mummereien abgebildet.

6. Franz, erster Freiherr des Andreas'schen Hauptstammes, ward vom Erzherzog Karl II. von Innerösterreich im Jahre 1573 mit seinen Kindern in den Freiherrenstand erhoben.

7. Gallus, des Vorgenannten Sohn, steht auf der Eingabe, welche die steirischen Herren an Ferdinand, Erzherzog von Steiermark, Kärnten und Krain, am 20. October 1603 um Religionsduldung richteten, mit mehreren seines Geschlechtes unterschrieben. Durch seine dritte Gemahlin Anna, Herrin auf Puchheim-Öttingen, traten die Teuffenbach mit dem Fürstenhause Hohenzollern-Brandenburg und anderen Fürstenhäusern in verwandtschaftliche Verbindung.

8. Otto, ein Sohn des Gallus, geb. 1590, gest. 1641, trat durch seine Ehe mit Anna Susanna, Herrin von Puchheim, in verwandtschaftliche Beziehungen zu den ersten Familien Deutschlands und Österreichs, zu den Öttingen, Waldburg, Kreig, Roggendorf, Harrach, Losenstein, Werdenberg, Zollern u. a.

9. Franz Christoph, gest. 1651, ebenfalls ein Sohn des Gallus, wanderte als Protestant seines Glaubens halber mit 26 anderen Familiengliedern nach Deutschland aus und ließ sich in Regensburg nieder, wo er bald zu hohem Ansehen gelangte. Als diese Stadt dem schwedischen Oberfeldherrn, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, zufiel, ernannte dieser Heerführer Franz Christoph Freiherrn von Teuffenbach-Maßwegg zum Vorgesetzten über die bei Regensburg gelegene Benedictinerabtei Prüfling.

10. Martin Andreas, geb. zu Klagenfurt 1672, trat 1690 mit dem Klosternamen Josef in das Benedictinerstift Admont, war von 1708 bis 1728 Superior und Beichtvater im adeligen Nonnenkloster zu Göss, hierauf Pfarrer zu Frauenberg bei Admont, wo er am 18. April 1742 starb.

11. Maximilian Ernst, geb. am 21. Februar 1676, gest. zu Farrach am 16. Februar 1736, machte als Officier zwei Feldzüge in

Deutschland, dann gegen die Türken und ungarischen Aufständischen zwölf Campagnen mit, war hierauf Oberhauptmann in Karlstadt, dann in Zengg. Als Oberstlieutenant unterdrückte er im Jahre 1711 durch Absendung eines Detachements von 400 Grenzern zu Fuß, 200 zu Pferd einen zu Tolmein im Görzischen ausgebrochenen Bauernaufstand. Als kaiserlicher Bevollmächtigter schlichtete er einen Grenzverletzungsstreit mit der Republik Venedig zur Zufriedenheit beider Theile. Während des Türkenkrieges 1716 drang er mit 2000 Croaten in das türkische Gebiet bei Wotschitz, brannte die Ortschaften Ostraschatz und Perkowetz nieder und kehrte mit reicher Beute über Rakowitza zurück. Im Jahre 1717 Generalverwalter der croatischen Militärgrenze, 1726 Generalwachtmeister, sodann Feldmarschallieutenant und commandierender General in Croatien, starb Maximilian Ernst auf seiner Herrschaft zu Farrach im Jahre 1736, nach Graf Thürheims Angaben erst 1739.

12. Franz Josef, geb. 1702, gest. am 8. October 1785, trat in die kaiserliche Armee ein und brachte es während des österreichischen Erbfolgekrieges zum Oberstlieutenant im Trenck'schen Pandurencorps, in welchem gleichzeitig auch der große Laudon als Hauptmann diente. Franz Josefs spätere Erblindung wurde nach der von Wurzbach erzählten Familientradition einem in der Kathedralkirche in München[1]) verübten Frevel zugeschrieben, wozu jedoch jeder geschichtliche Anhalt fehlt. Im österreichischen Erbfolgekriege habe Franz Josef, im feindlichen München mit den Officieren der österreichischen Garnison unter dem Vorwande der Theilnahme am Gottesdienste in eine Falle gelockt, den am Hauptaltare fungierenden Erzbischof wegen Einverständnisses mit den Verschwörern durch einen Pistolenschuss niedergestreckt und dadurch vereitelt, dass die ihrer Officiere in der verschlossenen Kirche beraubte Garnison von der feindseligen Bevölkerung überfallen und niedergemacht werden konnte.

13. Franz, des Vorgenannten Sohn, fiel als Oberlieutenant des 18. Infanterieregimentes im Treffen bei Landshut am 23. Juni 1756.

14. Josef Vincenz Ernst, geb. am 28. Februar 1783, gest. am 20. April 1852, kämpfte als k. k. Officier 1809 in Tirol und Kärnten.

15. Albin, geb. am 14. Februar 1835, ein Sohn des Josef Vincenz Ernst und Urenkel des Franz Josef, k. und k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Feldmarschallieutenant, Erzieher der Söhne

---

1) Die Liebfrauenkirche gemeint.

des Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana, vermählt mit Valerie Gräfin Strassoldo, Freiin von Graffenberg, ist der einzige Sprosse des älteren Zweiges der Linie Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg. Seinen Lebens- und Bildungsgang, seine militärische Laufbahn und die hohen Verdienste, welche er sich in vielseitiger Verwendung als Officier bei der Truppe, im Armeehauptquartiere, in der Generaladjutantur und Militärkanzlei Sr. Majestät des Kaisers, im Generalstabscorps, hierauf als Erzieher von fünf Erzherzogen der großherzoglichen Familie Toscana erworben hat, schildert Wurzbachs Biographisches Lexikon und beleuchtet hierauf eine andere nicht minder wichtige und einflussreiche Seite seiner Thätigkeit, nämlich jene des vaterländischen Schriftstellers. „Baron Teuffenbach," schreibt Wurzbach „widmete die Muße seines militärischen und Erzieherberufes der Pflege der vaterländischen Literatur, in welcher Richtung seines Wirkens er alle Kreise, mit denen er in Berührung kommt, für seine patriotischen Ziele zu gewinnen und zu fruchtbringender Arbeit im Dienste des Vaterlandes anzueifern und zu begeistern versteht."

Sein „Neues Illustriertes Vaterländisches Ehrenbuch" enthält in zwei stattlichen Bänden „Geschichtliche Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten aus allen Ländern und Ständen der österreichisch-ungarischen Monarchie von der Gründung der Ostmark bis zur Feier der 40jährigen Regierung unseres Kaisers Franz Josef I." Eine wahre Encyklopädie historischen Wissens, ein österreichischer Plutarch, das goldene Buch unserer erlauchtesten Fürsten, größten Männer und denkwürdigsten Frauen, wird das „Vaterländische Ehrenbuch" noch in späteren Zeiten eine Fundgrube für österreichisch-ungarische Geschichtsforschung sein. Kein Volk der Gegenwart hat demselben ein gleich wertvolles Ehrenbuch an die Seite zu stellen. Wie der Text, an welchem nächst dem Herausgeber sich 125 Mitarbeiter aus allen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie und den verschiedensten Berufskreisen betheiligt, steht auch der Bilderschmuck, zu welchem die k. und k. Familien-Fideicommissbibliothek ihre reichen Schätze geöffnet, auf der Höhe unserer Zeit.

Ein Vorläufer dieses wahrhaft einzigen patriotischen Werkes war desselben Herausgebers im Jahre 1877 erschienenes „Vaterländisches Ehrenbuch — Prosaischer Theil".

Der im Jahre 1879 erschienene poetische Theil des „Vaterländischen Ehrenbuches" brachte „Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus allen Ländern und Ständen der österreichisch-ungarischen Monarchie in Gedichten".

Diese Werke, Anthologien im schönsten Sinne des Wortes, die Frucht einer Lebensarbeit, enthalten viele treffliche Aufsätze des Herausgebers. Zahlreich sind auch die Arbeiten Teuffenbachs auf militärischem und pädagogischem Gebiete, preisgekrönte Studien darunter. Das rastlose, fruchtbringende Wirken, die ausgezeichnete Dienstleistung des Freiherrn auf einer Reihe hoher Vertrauensposten wurden vom Kaiser durch Orden, Ehren und Würden anerkannt. Seine gemeinnützige, wissenschaftliche und patriotische Thätigkeit kann nicht schöner als durch den Denkspruch seines Ahnherrn Gallus von Teuffenbach bezeichnet werden, welchen dieser im Jahre 1634 zu Saumur in ein Stammbuch schrieb: „A bien complaire, jamais malfaire, à touts servir c'est mon désir." So hat Albin Freiherr von Teuffenbach die Überlieferung seines berühmten Geschlechtes im Geiste und mit den Kampfmitteln unserer Zeit aufs neue zur Geltung und zu hohen Ehren gebracht. „Die Samenkörner, die er ausstreut, sind Legion," heißt es in einem dem Freiherrn gewidmeten Lebensbilde, „unzählige kleinmüthige Herzen hat er in schweren Zeiten aufgerichtet und ihnen festes, inniges Vertrauen auf die Größe und Zukunft ihres geliebten Vaterlandes eingeflößt; mit seinem ‚Ehrenbuche' ist er der gute Geist Österreichs geworden."

Von denkwürdigen Frauen der Linie Teuffenbach-Maßwegg seien genannt:

1. Ursula; sie lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vermählte sich mit Andreas von Herberstein, gest. 1442, und wurde durch ihn die Stammutter der zweiten Hauptlinie des Geschlechtes Herberstein.

2. Sophie; im Jahre 1527 vermählt mit Wolfgang Herrn auf Stubenberg, ward sie durch ihn die Stammutter des Geschlechtes der Stubenberg.

3. Maria Polyxena, geb. in Graz am 24. April 1625, gest. 1696, die dritte Frau des protestantischen Edelmannes Ferdinand Freiherrn von Geizkofler, hatte ihres Glaubens wegen schon in zarter Jugend verschiedene widrige Schicksale erfahren. Ihr Gemahl, ein Sohn des berühmten Tirolers Zacharias von Geizkofler, Finanzmannes, Reichspfennigmeisters und Proviantmeisters in Oberungarn, stand in Kriegsdiensten des Herzogs Magnus von Würtemberg, kämpfte mit einem in Venedig geworbenen Regimente gegen die Türken und wurde, 1637 nach Deutschland zurückgekehrt, von Eberhard von Würtemberg zum Statthalter des Herzogthums ernannt. Auf dem

Reichstage in Nürnberg 1652 vertrat er die Interessen der schwäbischen Reichsritterschaft. Im Jahre 1653 Witwe, vermählte Maria Polyxena sich zum zweitenmale mit Freiherrn Septimus von Racknitz, dessen Eltern, des Glaubens wegen ebenfalls aus Steiermark ausgewandert, sich in Ulm niedergelassen hatten.

Von culturhistorischem Interesse sind die in der Münchener königlichen Bibliothek vorhandenen Leichenreden auf Maria Polyxena, welche mit Gedichten vieler protestantischer Prediger ihre große Frömmigkeit, Glaubenstreue, Standhaftigkeit sowie Mildthätigkeit preisen und in einem 100 Seiten Großquart umfassenden Lebensbilde uns den hohen Sinn, das tapfere, liebevolle Herz, das segensvolle Wirken einer wahrhaft seltenen Frau zur Anschauung bringen.

In dieser Gedächtnisrede „Christliches Ehrenbedächtniß der Frau Polyxena Maria von Ragknitz, geb. Freiin von Teuffenbach &c." ist uns ein wertvolles Bruchstück ihres von ihr selbst geschilderten Lebenslaufes erhalten geblieben.

4. Maria Maximiliana, geb. in Graz 25. April 1660, gest. 31. Jänner 1706, war in erster Ehe mit Georg Christoph, erstem Grafen von Khuen, Belasi und Auer, Obersten der Tiroler Landmiliz, in zweiter Ehe mit dem ersten Reichsgrafen Franz Anton Troyer, niederösterreichischem Regierungspräsidenten, vermählt. Ihr Sohn aus erster Ehe, Johann Franz, wurde Fürstbischof von Brixen, 1685 bis 1702, einer der Söhne aus zweiter Ehe, Ferdinand Julius Graf Troyer, 1745 Fürstbischof von Olmütz, 1747 Cardinal, 1751 Protector von Deutschland und starb 1758 zu Olmütz.

5. Maria Beatrix, geb. 30. November 1673, gest. 13. October 1708, Sternkreuzordensdame, 1695 vermählt mit Sigismund Friedrich, erstem Grafen von Welsersheimb, ward dadurch die Stammmutter der heutigen Grafen dieses Geschlechtes. Sie wurde in Irdning bestattet.

6. Susanna Katharina, gest. 21. März 1722, geborene Freiin von Walterskirchen, verwitwete Karl Friedrich von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg, dessen dritte Gemahlin sie war, wurde von der Kaiserin Eleonora zur Oberstiftsfrau (Oberin) des adeligen Damenstiftes Maria Schul in Brünn ernannt und als erste Vorsteherin dieses kurz zuvor errichteten Stiftes am 17. März 1699 feierlich installiert. Für ihre ausgezeichnete Verwaltung spricht ein Ersparnis von 60.000 fl., welches sie für das Stift machte. Im Jahre 1719 resignierte sie nach 20jähriger, allerhöchst anerkannter, lobwürdiger

Versehung ihres Amtes. Im Jahre 1720 folgte ihr in derselben Würde ihre Tochter Maria Christine.

Von hervorragenden Sprossen der freiherrlichen Linie Teuffenbach zu Teuffenbach seien genannt:

1. Georg, gest. 1491, ein Sohn Tristrans, der Stifter der nach ihm benannten Hauptlinie, erhielt, 18 Jahre alt, den Ritterschlag, focht bei der Belagerung, welche Kaiser Friedrich III. in seiner Hofburg von den Wienern unter ihrem Bürgermeister Holzer auszuhalten hatte, unter den Rittern, welche König Podiebrad von Böhmen zur Rettung des Kaisers herbeigeführt, mit mehreren steirischen Edlen und that sich hierbei so hervor, dass ein Chronist damaliger Zeit dieses Helden ausdrücklich erwähnt. Vom Kaiser in Würdigung seiner Treue und Tapferkeit zum Truchsess ernannt, wurde Georg mit der Pflegschaft des Stammschlosses der Grafen von Cilli, Sannek im Sannthale, betraut. Als im Jahre 1469 Baumkirchners Söldnerscharen im Mürzthale und in der oberen Murgegend Gräuel verübten, stellte die steirische Landschaft in Anbetracht der allgemeinen Nothlage Viertel- und Rottmeister auf, unter welchen auch Georg sich befand. Er starb zu Teuffenbach und liegt in der Pfarrkirche daselbst begraben.

2. Polycarp, gest. zu Teuffenbach im Jahre 1543, ein Sohn Georgs, lebte unvermählt auf seiner Besitzung bei Judenburg, erscheint im Jahre 1523 als des hochwürdigen Herrn Valtin, Abtes zu St. Lambrecht, Hofrichter zu Ohrndorff (Adendorf bei Mariahof nächst St. Lambrecht). Als im Jahre 1529 aus dem wegen der nahen Türkengefahr von Wiener-Neustadt nach Leoben geflüchteten Hoflager König Ferdinands I. der Ruf an Polycarp ergieng, die Hofmeisterstelle und das Erzieheramt bei dem jungen Herzog Christoph von Würtemberg, dem Sohne des wegen Landfriedensbruches vom schwäbischen Bunde aus seinem Lande verjagten Herzogs Ulrich von Würtemberg, zu übernehmen, ward Polycarp trotz seiner entschiedenen Weigerung durch Ferdinands I. Schatzmeister, Hans Hoffmann auf Grünbüchl und Strechau, von seiner Besitzung abgeholt und an den Hof gebracht.

So musste er, ob er wollte oder nicht, das Erzieheramt bei dem jungen Christoph übernehmen, zeigte sich hierbei aber als ein ebenso gewissenhafter wie energischer Mann, der die Interessen seines Zöglings sorgfältig wahrnahm und sich gegen jede Verkürzung, welche dieser infolge der Zeitläufe zu erdulden hatte, mit Entschiedenheit verwahrte.

Sehr drastisch sind die Schilderungen, welche Teuffenbach vom verkommenen Hausstande seines Prinzen entwirft. Ernstlich dringt er auf pünktliche Auszahlung des Geldes für den Unterhalt desselben, verlangt eine Instruction, wie der nun Vierzehnjährige, „dem bereits der Bart wachse", zu halten sei, und macht in dieser Hinsicht seine ausdrücklichen Vorschläge. Der fortwährende Geldmangel bei Hofe mag dem vortrefflichen Erzieher manch ärgerliche Stunde bereitet haben. Stellte man ihm doch das Ansinnen, für den Unterhalt des Prinzen vorläufig selbst Geld vorzustrecken! Als im Spätsommer 1530 die Pest auch in Leoben ausbrach, ward ihm auf seine Schritte bei der niederösterreichischen Kammer die Übersiedlung mit dem Prinzen nach Rottenmann bewilligt. Bald darauf scheint Polycarp von seiner Stellung zurückgetreten zu sein und sich nur mehr der Bewirtschaftung seines Gutes gewidmet zu haben, da er seither nur noch bei verschiedenen Geschäften seiner Verwandten thätig erscheint.

Herzog Christoph aber machte den Sorgen für seinen Hofhalt selbst ein Ende, als er im October 1532, im Gefolge Kaiser Karls V. und König Ferdinands I. auf der Reise nach Italien befindlich, nahe der steirisch-kärntnerischen Grenze sich heimlich vom kaiserlichen Hofe entfernte, um auf dem Augsburger Tage des schwäbischen Bundes für sein und seines Hauses gutes Recht in die Schranken zu treten. (Schluss folgt.)

Czernowitz.

Eine statistische Studie.

Von

Karl Huffnagl.

Wien. (Schluss.)

Die Zahl der griechischen Katholiken sank in der inneren Stadt auf 12·61, in Kaliczanka auf 15·92, in Klokuczka auf 17·17 und in Rosch-Manasteriska auf 9·01%. In Horecza vermehrten sie sich von 5·58 auf 6·41%. Im Jahre 1892 gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen:

	Röm. Kathol.	Griech. Kath.	Griech.-Or.
Horecza	3·13%	8·58%	77·25%
Kaliczanka	36·68%	11·58%	34·70%
Klokuczka	25·37%	17·56%	38·53%
Rosch-Manasteriska	29·76%	8·13%	42·36%
Innere Stadt	27·04%	12·44%	14·94%

Die Zahl der Israeliten stieg von 1869 bis 1890 in allen Stadttheilen. In der inneren Stadt, wo sie 1869 38·93 % der Gesammtbevölkerung ausmachten, betrug ihre Zahl 1880 41·45 %, 1890 41·71 %. In Horecza stieg dieser Procentsatz von 4·22 auf 5·00 im Jahre 1880 und auf 5·32 im Jahre 1890. In Kaliczanka und in Rosch-Manasteriska waren 1869 2·81, respective 2·85 % der Bevölkerung Israeliten, 1880 5·16, respective 5·41 %, 1890 6·40, respective 6·36 %. Von den übrigen Confessionen kommen nur die Bekenner der Augsburgischen Confession in Betracht. Sie betrugen im ganzen Gemeindegebiete von Czernowitz 1869 4·63, 1880 4·65 und 1890 4·98 %. Am meisten sind sie in Rosch und Manasteriska (1869 13·14; 1880 13·98; 1890 13·28 %) und in Kaliczanka (1869 10·30; 1880 10·81; 1890 10·48 %) vertreten. In Horecza gab es 1869 und 1890 keine Anhänger des evangelischen Bekenntnisses; im Jahre 1890 betrug die Anzahl der Lutheraner daselbst 5·72 % der Bevölkerung. Bekenner der helvetischen Confession gab es überhaupt nur in der inneren Stadt und zwar 1869 0·11, 1880 0·25 und 1890 0·11 %. Was die Zahl der Geborenen bezüglich deren Confession betrifft, so hielten sich die römischen Katholiken, die Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche und die Israeliten hier beinahe das Gleichgewicht. Es wurden 1890 geboren:

Röm. Katholiken	männl.	259	533	d. i. 27·5 % aller Geborenen
	weiblich	274		
Griech. Katholiken	männl.	119	242	„ „ 12·5 % „ „
	weiblich	123		
Griechisch-Orient.	männl.	275	510	„ „ 26·4 % „ „
	weiblich	235		
Armenische Kathol.	männl.	3	9	„ „ 0·5 % „ „
	weiblich	6		
Evangelische	männl.	54	106	„ „ 5·5 % „ „
	weiblich	52		
Israeliten	männl.	301	535	„ „ 27·6 % „ „
	weiblich	234		
Gesammtzahl:	männl.	1011	1935.	
	weiblich	924		

Kinder von andersgläubigen Eltern wurden (1890) nicht geboren.

Wir haben also gesehen, dass Czernowitz, besonders seine Vorstädte einen größtentheils ländlichen Charakter an sich tragen, worauf ja schon die große Fläche landwirtschaftlichen Culturlandes hinweist.

Der Bestand einer Menge von Hausgärten und öffentlichen Anlagen gibt der Stadt ein helles, freundliches Äußere, das leider so vielen Städten eben wegen Mangels an ausgebreiteteren Gartenanlagen fehlt. Solche Gärten, seien es nun städtische oder private, kommen jung und alt, reich und arm, Gesunden und ganz besonders Kranken zugute, sie sind ein wahrer Segen in einer größeren Stadt. Und so ist auch die Pflanzung eines kleinen Fichtenwaldes im Nordwesten von Czernowitz lebhaft zu begrüßen, und die Bedeutung dieser Anlage wird gewiss von allen denen gewürdigt werden, welche den Einfluss des Waldes auf den Körper und Geist je an sich selbst empfunden haben. Größere Gartenanlagen um die Unterrichtsanstalten sind von außerordentlichem Nutzen, schon wegen der durch sie gereinigten Luft und auch wegen der Abgelegenheit vom Verkehrswege und deshalb der größeren Ruhe, deren ja eine Schule unbedingt bedarf. So sehen wir in Czernowitz Gartenanlagen bei der Universität, dem Pädagogium, dem Gymnasium, der evangelischen Schule, dem erzbischöflichen Seminar u. s. w. Leider war nicht überall eine vollständige Einschließung möglich wie etwa beim Real- und Obergymnasium im VI. Wiener Gemeindebezirke, welches sich mit seiner Rückseite an den Esterházygarten anschließt, an seiner Fronte durch zwei Rasenanlagen, die mit Gesträuch und kleinen Nadelbäumen theilweise besetzt sind, vor Lärm und Staub geschützt ist, indem die Straße erst in einer Entfernung von 18 *m* vor dem Hause vorüberführt, oder bei der Oberrealschule im IV. Bezirke, welche ebenfalls von einer Gartenanlage eingeschlossen ist.

Die Ursache davon, dass Czernowitz seinen Charakter in jeder Beziehung im Laufe der Zeit wesentlich geändert hat, liegt darin, dass die Stadt von außen her Zuzüge von Leuten verschiedener Nationalitäten aufnimmt, dass sie durch ihre allmähliche Neugestaltung, durch welche sie immer mehr den eigentlichen Charakter einer Landeshauptstadt annimmt, die Landbevölkerung heranzieht, dass sie durch ihren Handel mit der Moldau und Bessarabien als wichtiger Stapelplatz ihre alte Bedeutung zu wahren weiß, ja noch immer erhöht, und dass sie endlich durch die Gründung wissenschaftlicher Anstalten unter Leitung erprobter Fachmänner, welche den noch großentheils verborgenen Schatz, der in dem Lande und seinen Bewohnern liegt, an das Licht zu fördern sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, auch in dieser Beziehung in die gesammten Culturinteressen unserer Monarchie fördernd miteingreift.

Was die allgemeine Bildung der Bevölkerung von Czernowitz betrifft, so hat sowohl die Zahl derer, welche lesen und schreiben, als

auch derer, die nur lesen konnten, sowie die der Analphabeten in dem Zeitraume von 1880 bis 1890 zugenommen, und zwar ist erfreulicherweise die Zunahme der Analphabeten bedeutend geringer als die Vermehrung jener, welche lesen und schreiben können (221 gegen 8201). Die beiden letzten Volkszählungen ergaben in dieser Hinsicht folgende Resultate:

	1880		1890	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Lesen und schreiben konnten . .	9.523	6.363	13.484	10.603
Nur lesen konnten	278	418	300	545
Weder schreiben noch lesen konnten	12.986	16.032	13.484	15.755

Das Gesammtergebnis ist somit für 1880:

Lesen und schreiben konnten . . .	15.886,	d. i. 34·84 %
Nur lesen konnten	696,	d. i. 1·53 %
Analphabeten	29.018,	d. i. 63·63 %

Für 1890 ergaben die Erhebungen:

Lesen und schreiben konnten . . .	24.087,	d. i. 44·46 %
Nur lesen konnten	845,	d. i. 1·56 %
Analphabeten	29.239,	d. i. 53·98 %

Es zeigt sich also, dass in der weiblichen Bevölkerung bedeutend mehr Analphabeten anzutreffen sind, und dass auch die Zahl der weiblichen Personen, welche nur lesen können, die diesbezügliche der männlichen überragt. Daraus kann man mit Gewissheit schließen, dass die männliche Einwohnerschaft nach ihren jetzigen Verhältnissen für Bildung mehr zugänglich ist, und dass es doch im Laufe der Zeit gelingen wird, die große Zahl der Analphabeten zu vermindern und allmählich den größten Theil der Bevölkerung auf eine höhere Bildungsstufe zu bringen. Der Anfang muss hier bei den Volksschulen gemacht werden. Es zeigt sich noch immer zwischen der Zahl der schulpflichtigen und der schulbesuchenden Kinder eine Differenz, die allerdings in dem letzten Decennium bedeutend gesunken ist, und die gewiss bald beiseitigt sein wird. Im Jahre 1880 besuchten von 5621 schulpflichtigen Kindern 3079 eine Schule, 193 wurden zuhause unterrichtet, d. h. 2349 oder 41·79 % der schulpflichtigen Kinder blieben ohne Unterricht. Im Jahre 1890 genossen von 6878 schulpflichtigen Kindern 5728 in einer Schule, 277 zuhause den Unterricht, d. h. die Zahl der nicht unterrichteten Kinder betrug nur mehr 873 oder 12·69 % der schulpflichtigen. Die Zahl der Kinder, welche keinen Unterricht genossen, hatte sich also um 37·16% ihrer ursprünglichen Größe vermindert. Im Jahre 1880 kam ein ununterrichtetes Kind auf 4·06 Wohnparteien, 1890 auf 12·30.

Allgemeine städtische Volksschulen hatte Czernowitz im Jahre 1890 10, 1893 11; davon waren zwei für Knaben, zwei für Mädchen und sechs (1893 sieben) für beide Geschlechter bestimmt. Drei von diesen waren vollständige sechsclassige Volksschulen und zwar zwei für Mädchen und eine für Knaben. Vier Schulen hatten je vier Classen, worunter drei Anstalten für beide Geschlechter gemeinsam und eine für Knaben; zwei Schulen, und zwar beide für Knaben und Mädchen, waren drei-, und eine ebenfalls für beide Geschlechter war einclassig. Es bestand außerdem eine Wiederholungsschule in Czernowitz, in welcher im Jahre 1880 62 (5 von 12 bis 14 Jahren und 57 über 14 Jahre alte) Knaben unterrichtet wurden. Im Jahre 1890 besuchten diese Schule 10 Knaben unter und 35 über 14 Jahre. Im Jahre 1880 und 1890 dauerte der Wiederholungsunterricht 46 Wochen. In einigen Schulen erstreckte sich der Unterricht auch auf Landwirtschaft (in einer Schule), Obstbaumzucht (in 3), Bienenzucht (in 3), weibliche Handarbeiten (in 8) und auf Turnunterricht (in 11 Schulen). In der Umgebung von Czernowitz wurden in einer Schule die Schüler auch in Seidenzucht unterrichtet. Die städtischen Schulen waren 1890 sämmtlich in eigenen Gebäuden untergebracht, während 1880 noch zwei in anderen Häusern eingemietet waren. Die Privatschulen, von denen 1890 zwei für Knaben, eine für Mädchen und eine für beide Geschlechter bestimmt waren, hatten sämmtlich vier Classen. Es ergibt sich somit für dieses Jahr ein Bestand von vierzehn Volksschulen, von denen drei sechs-, acht vier-, zwei drei- und eine einclassig waren. Von diesen Schulen bestanden 9, 5 öffentliche und 4 private, in der inneren Stadt. Privatschulen gab es in den Vorstädten nicht.

Die Zahl der in den städtischen Schulen verwendeten Lehrkräfte beträgt 151, 72 männliche und 79 weibliche (die Mittelschulprofessoren nicht eingerechnet). Von diesen lehren in den Knabenschulen 30, in den Mädchenschulen 75 und in den für beide Geschlechter gemeinsamen Anstalten 46 Lehrer und Lehrerinnen. Zu denselben sind außer den definitiven Lehrkräften auch noch die unbesoldeten 4 Lehramtscandidaten und 49 Lehramtscandidatinnen gerechnet, welche größtentheils in dem städtischen Pädagogium für ihren Lehrberuf herangebildet wurden. In den Privatschulen wirken ein Lehramtscandidat und drei Lehramtscandidatinnen, also im ganzen von den ersteren 5, von den letzteren 52. Von den 32 Lehrern der städtischen Schulen besitzen 28 ein Lehrbefähigungs- und 4 ein Reifezeugnis. Die Lehrerinnen, 29 an der Zahl, besitzen insgesammt ein Lehrbefähigungszeugnis. Ungeprüft ist die einzige Lehrerin

für weibliche Handarbeiten. Von den Religionslehrern an den städtischen Schulen sind 2, und zwar an den Mädchenschulen, von der Schulbehörde und 34 von den geistlichen Obrigkeiten oder den Religionsgenossenschaften angestellt. Je 8 von diesen lehren an einer Mädchen- und einer Knaben-, die übrigen 18 an den übrigen städtischen Schulen. An den Privatschulen wirken 20 Lehrer und 6 Lehrerinnen, die Lehramtscandidaten eingerechnet. Die definitiv angestellten Lehrkräfte besitzen alle das Lehrbefähigungszeugnis. Von den eigentlichen Lehrern unterrichten 13 an einer Knaben-, die übrigen 4 an einer für Knaben und Mädchen gemeinsamen Schule; die wirklichen Lehrerinnen, drei an der Zahl, lehren an der Privatmädchenschule. In den privaten Knabenvolksschulen ertheilen außerdem zwei von Religionsgenossenschaften angestellte Lehrer den Religionsunterricht. Es ergeben sich somit im ganzen 177 Lehrkräfte, 92 männliche und 85 weibliche, unter den ersteren 38 Religionslehrer. Ein Lehrbefähigungszeugnis besitzen 45 Lehrer und 32 Lehrerinnen, ein Reifezeugnis 4 Lehrer. Ungeprüft ist eine Lehrerin. In je einer der öffentlichen Volksschulen wird in deutscher und rumänischer, in den übrigen in deutscher, rumänischer, ruthenischer und polnischer Sprache zugleich unterrichtet.

Was das Alter der schulpflichtigen Kinder betrifft, so zählen (1890) 5334 Kinder über 6 bis 12, 950 über 12 bis 14 und 594 über 14 Jahre. Nach der Confession geordnet, werden im Stadtbezirke Czernowitz unterrichtet:

römisch-katholische	Kinder	1569	2140 Knaben, 2163 Mädchen.
griechisch „	„	503	
„ orientalische	„	786	
evangelische	„	73	
mosaische	„	1369	
confessionslose	„	3	

In den in der inneren Stadt bestehenden fünf städtischen Volksschulen wurden unterrichtet:

römisch-katholische	Kinder	1110	1464 Knaben, 1671 Mädchen.
griechisch „	„	387	
„ orientalische	„	348	
evangelische	„	35	
israelitische	„	1252	
confessionslose	„	3	

Die städtischen Schulen (5) der inneren Stadt werden also von 3135, die übrigen fünf der Vorstädte von 1168 Kindern besucht, dar-

unter von 676 Knaben und 492 Mädchen. Die vier Privatschulen der inneren Stadt haben zusammen 1152 Schüler. Von diesen sind:

Römische Katholiken	48	761 Knaben, 391 Mädchen.
Griechische „	7	
Griechisch-Orientalische	235	
Evangelische	254	
Israeliten	608	

In der israelitischen deutschen Knaben- und in der Mädchenschule werden nur deutsche Kinder mosaischer Confession unterrichtet und zwar 307 Knaben und 244 Mädchen. Die Lehrer der Knabenschule unterrichten zugleich an der Mädchenschule. In der griechisch-orientalischen Knabenschule der inneren Stadt werden größtentheils Kinder des griechisch-nichtunierten Bekenntnisses, 227, unterrichtet. Außerdem wird dieselbe noch von 7 römischen und 2 griechischen Katholiken und von 37 Israeliten besucht. Im ganzen werden also 273 Kinder in derselben unterrichtet. Die für Knaben und Mädchen gemeinsame evangelische private Volksschule in der inneren Stadt besuchen 181 Knaben und 147 Mädchen. Von diesen Kindern sind:

evangelischer Confession	254
römisch-katholischer Confession	41
griechisch-orientalischer „	8
griechisch-katholischer „	5
mosaischer „	20

Was nun die Nationalität der schulbesuchenden Kinder betrifft, so sind die meisten, nämlich 3001, Deutsche, ihnen folgen an Zahl die Polen, 976, die Ruthenen, 775, und die Rumänen, 684. Außerdem besuchen noch eine Schule 14 Kinder czechischer, 2 magyarischer, 2 slovakischer und 1 französischer Nationalität. Die Mehrzahl dieser Kinder besucht die Volksschulen der inneren Stadt, wo 2503 Deutsche, 882 Polen, 577 Ruthenen, 314 Rumänen, 8 Czechen, 2 Magyaren und 1 Franzose unterrichtet werden. Von diesen Kindern sind 2225 Knaben und 2062 Mädchen. Davon sind Schüler der städtischen Schulen (der inneren Stadt):

Deutsche	1619
Polen	861
Ruthenen	518
Rumänen	129
Czechen	7
Franzose	1

In den Privatvolksschulen sind von der Gesammtsumme von 1152 Schülern 884 Deutsche, 185 Rumänen, 59 Ruthenen, 21 Polen, 2 Magyaren und 1 Czeche. Die Zahl der deutschen Schüler überwiegt in allen mit Ausnahme der griechisch-orientalischen Knabenschule. Sie beträgt:

in der israelitischen deutschen Knabenschule . . .	307
„ „ „ „ Mädchenschule . .	244
„ „ evangelischen gemischten Volksschule . .	295
„ „ griechisch-orientalischen Knabenschule . .	38

In der letztgenannten Schule beträgt die Zahl der Kinder rumänischer Nationalität 185, in den übrigen Privatvolksschulen fehlen die Rumänen ganz. In der evangelischen Schule werden noch 18 Kinder polnischer, 12 ruthenischer, 2 magyarischer und 1 czechischer Nationalität unterrichtet. Die griechisch-orientalische Knabenschule wird außer den schon genannten Deutschen und Rumänen noch von 47 Ruthenen und 3 Polen besucht.

Interessant ist es, die Sprachenkenntnisse der die Volksschulen in Czernowitz besuchenden Kinder einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Die meisten Kinder sprechen allerdings nur eine Sprache; doch ist die Zahl derer, welche zwei oder drei Sprachen verstehen, nicht unbedeutend. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Zahl der Knaben, welche zwei und drei Sprachen verstehen, größer ist als die diesbezügliche Anzahl der Mädchen, dass aber zehnmal so viel Mädchen als Knaben vier Sprachen sprechen. Von den 5728 schulbesuchenden Kindern sind des Deutschen 2195 Knaben und 2260 Mädchen, zusammen 4455 Kinder mächtig. Nur deutsch verstehen 2684, 1287 Knaben und 1397 Mädchen;

nur	polnisch	143	Knaben	und	115	Mädchen,	zusammen	258 Kinder
„	ruthenisch	242	„	„	81	„	„	323 „
„	rumänisch	222	„	„	214	„	„	436 „
„	czecho-slav.	1	„	„	1	„	„	2 „
„	magyarisch	1	„	„	—	„	„	1 „

Demnach beträgt die Zahl der nur eine Sprache beherrschenden Kinder 3704, nämlich 1896 Knaben und 1808 Mädchen. In den öffentlichen Volksschulen des Stadtbezirkes von Czernowitz sprechen

nur	deutsch	811	Knaben	und	1031	Mädchen,	zusammen	1842
„	polnisch	141	„	„	112	„	„	253
„	ruthenisch	178	„	„	80	„	„	258
„	rumänisch	220	„	„	214	„	„	434

Kinder, im ganzen also 1350 Knaben und 1437 Mädchen nur eine Sprache.

Zweier Sprachen mächtig sind 1409 Kinder, nämlich 725 Knaben und 684 Mädchen. Von diesen sprechen

deutsch	und	polnisch	338 Knaben	und	398 Mädchen,	zusammen	736
„	„	ruthenisch	123 „	„	90 „	„	213
„	„	rumänisch	121 „	„	81 „	„	202
„	„	magyar.	2 „	„	3 „	„	5
polnisch	„	ruthenisch	100 „	„	102 „	„	202
ruthen.	„	rumänisch	41 „	„	10 „	„	51

Kinder, daher im ganzen 725 Knaben und 684 Mädchen. Der größte Theil dieser zweier Sprachen mächtigen Knaben und Mädchen besucht die städtischen Schulen. Hier überwiegt die Zahl der deutsch und polnisch sprechenden Kinder, 330 Knaben und 392 Mädchen, dann folgt die der polnisch und ruthenisch (100 K. und 102 M.) und die Anzahl der deutsch und rumänisch (112 K. und 81 M.) sprechenden; außerdem verstehen noch 2 Knaben und 3 Mädchen deutsch und magyarisch und 29 Kinder, 19 Knaben und 10 Mädchen, ruthenisch und rumänisch. Nicht unerheblich ist auch die Zahl derjenigen Kinder in den städtischen Volksschulen, welche des Deutschen und Ruthenischen zugleich mächtig sind: 86 Knaben und 83 Mädchen, zusammen also 169 Kinder. Zweier Sprachen kundig sind also 1320 Kinder und zwar 649 Knaben und 671 Mädchen. Die Anzahl der drei Sprachen sprechenden Kinder ist schon bedeutend geringer; sie beträgt 592, davon sind 321 Knaben und 271 Mädchen. In den städtischen Schulen sind 510 Kinder, 249 Knaben und 261 Mädchen, also der weitaus größte Theil der dreier Sprachen kundigen Schüler vertreten. Es sprechen:

deutsch,	polnisch	u.	ruthenisch	in den	städt.	Schulen	208 K.	u.	206 M.		
„	„	„	„	„ „	priv.	„	— „	„	— „		
„	„	„	rumänisch	„ „	städt.	„	4 „	„	27 „		
„	„	„	„	„ „	priv.	„	— „	„	— „		
„	ruthen.	„	„	„ „	städt.	„	37 „	„	28 „		
„	„	„	„	„ „	priv.	„	72 „	„	— „		

3 Knaben und 30 Mädchen sprechen deutsch, polnisch, ruthenisch und rumänisch. Dieselben besuchen insgesammt städtische Schulen. Es ergibt sich demnach eine Summe von 2024 Kindern, 1049 Knaben und 975 Mädchen, welche zweier oder mehrerer Sprachen mächtig sind. Es sprechen daher

deutsch	2195 Knaben,	2270 Mädchen,	zusammen	4465
polnisch	786 „	869 „	„	1655

ruthenisch	612	Knaben,	529	Mädchen,	zusammen	1141
rumänisch	395	„	390	„	„	785

Kinder. Es ergibt sich demnach, dass 79·69 % aller schulbesuchenden Kinder die deutsche Sprache verstehen und sprechen.

Rumänisch können . . . . . . 13·70 %
ruthenisch „ . . . . . . 19·91 %
polnisch „ . . . . . . 28·89 %

der schulbesuchenden Kinder. Von den die städtischen Schulen besuchenden Kindern sprechen:

deutsch . . . . . 74·71 %
rumänisch . . . . 16·88 %
ruthenisch . . . . 25·26 %
polnisch . . . . . 35·59 %

Es zeigt sich demnach überall die Kenntnis des Deutschen am verbreitetsten; von den drei und vier Sprachen sprechenden Kindern spricht jedes auch die deutsche.

Czernowitz hat nur eine Bürgerschule und zwar für Mädchen (auch höhere Töchterschule genannt), welche mit einer sechsclassigen Mädchenvolksschule verbunden ist. Diese Schule, eine städtische Lehranstalt, hat drei Classen und steht unter der Leitung einer Oberlehrerin. Außerdem wirken noch an der Anstalt 12 Mittelschulprofessoren, 5 Religionslehrer, 3 Lehrerinnen, 3 Aushilfslehrerinnen, 2 Lehramtscandidatinnen mit Lehrbefähigungs- und 5 mit Reifeprüfungszeugnissen sowie 1 Lehrsupplentin. Diese Schule wird von 196 Mädchen besucht, von denen die meisten (142) deutscher Nationalität sind. Außer diesen werden daselbst noch unterrichtet 32 Mädchen polnischer, 7 ruthenischer, 14 rumänischer und 1 magyarischer Abstammung. Bezüglich des religiösen Bekenntnisses sind die meisten der Schülerinnen, nämlich 107, israelitischer Confession; 53 sind römisch-katholisch, 6 griechisch-katholisch, 11 evangelisch und 19 griechisch-orientalisch.

Im Jahre 1880 bestanden an den öffentlichen (städtischen) Schulen im Stadtbezirke Czernowitz 10 Schulbibliotheken mit einer Gesammtzahl von 1977 Bänden, in der Umgebung der Stadt 8 Bibliotheken mit 452 Bänden. Im Jahre 1890 zählte man 12 Lehrer- und 12 Schülerbibliotheken an den städtischen Volksschulen und der Bürgerschule. Von diesen hatten die Lehrerbibliotheken zusammen 4471, die für die Schüler bestimmten 843 Bände. In der Umgebung der Stadt gab es an städtischen Volksschulen 8 Lehrerbiblioteken mit 231 und 32 Schülerbibliotheken mit 1146 Bänden. Im ganzen betrug also die

Vergrößerung der Bibliotheken in der Stadt 3328, in der Umgebung 925 Bände.

Die k. k. griechisch-orientalische Oberrealschule hat 6 Classen. Der Lehrkörper dieser Anstalt bestand aus einem Director weltlichen und 21 Professoren und Lehrern theils weltlichen, theils geistlichen Standes (1869). Ordentliche Lehrer waren 10 (2 g. und 8 w.), Supplenten 5 (1 g. und 4 w.) und Nebenlehrer 5 (1 g. und 4 w.). Im Jahre 1890 erhöhte sich die Zahl der Lehrkräfte auf 26. Die Zahl der Schüler ist sich im großen und ganzen seit 1869 gleich geblieben; sie betrug in diesem Jahre 323, darunter 317 öffentliche Schüler und 6 Privatisten, 1890 328 öffentliche, keine Privatschüler. Bezüglich der Confession der öffentlichen wie der privaten Schüler ist zu bemerken, dass die Katholiken des lateinischen Ritus die überwiegende Mehrheit besitzen. Es waren:

Römische Katholiken . . .	1869	154;	1890	122
Israeliten	„	87;	„	137
Griechisch-Orientalische . .	„	48;	„	34
Evangelische	„	14;	„	15
Griechische Katholiken . .	„	16;	„	7
Armenische Katholiken .	„	4;	„	13

Was die Nationalität betrifft, so waren:

Deutsche	1869	190;	1890	210
Polen	„	82;	„	75
Rumänen	„	28;	„	22
Ruthenen	„	22;	„	13
Czecho-Slaven	„	1;	„	5
Slovenen	„	—	„	1
Magyaren	„	—	„	1
Armenier	„	—	„	1

Die Zahl der Schüler, welche ein Stipendium bezogen, war von 10 (1869) auf 28 (1890) gestiegen.

Das k. k. Obergymnasium in Czernowitz besteht aus 8 Classen, welche 1869 noch einfach, 1880 schon in 9, 1890 in 15 Parallelabtheilungen gegliedert waren. Die Zahl der Lehrkräfte betrug 1890 ohne Nebenlehrer 30, im Jahre 1880 22. In dem Jahre 1869 wirkten insgesammt 29 Lehrer an dieser Anstalt. Die Zahl der Schüler betrug 1869 572, 1880 691 und 1890 679, also weit mehr als in irgendeinem Wiener Gymnasium. Von diesen Schülern waren öffentliche:

1869 . . . 565,	Privatisten	7
1880 . . . 666,	„	25
1890 . . . 652,	„	27

Was die Nationalität, respective die Muttersprache der Schüler des Gymnasiums betrifft, so stehen auch hier wie in den anderen Schulen die Deutschen an der Spitze; ihnen folgen an Zahl die Ruthenen, Polen und Rumänen. Die diesbezüglichen Daten haben sich aber im Laufe der letzten Decennien wesentlich verändert. Man zählte:

	1869	1880	1890
Deutsche	168	343	389
Czecho-Slaven	2	—	3
Polen	111	122	88
Ruthenen	188	120	87
Rumänen	94	101	111
Magyaren	2	4	1
Armenier	6	1	—
Franzosen	1	—	—

Der procentuelle Antheil der Angehörigen dieser Nationalitäten an der Gesammtzahl der Schüler betrug demnach für die:

	1869	1880	1890
Deutschen	29·37 %	49·64 %	57·29 %
Rumänen	16·43 %	14·62 %	16·35 %
Ruthenen	32·87 %	17·36 %	12·81 %
Polen	19·40 %	17·66 %	12·96 %
Anderen	1·93 %	0·72 %	0·59 %

Während also die Deutschen an Zahl zugenommen haben, ist bezüglich der Angehörigen der übrigen Nationalitäten eine bedeutende Abnahme zu constatieren. Nur die Rumänen haben sich, während sie von 1869 auf 1880 eine Verminderung erfahren mussten, von 1880 bis 1890 wieder vermehrt, ohne aber ihren früheren Procentsatz zu erreichen. Absolut genommen, haben sie sich stetig vermehrt. Ebenso haben die Polen, obwohl sie sich von 1869 auf 1880 vermehrt haben, doch wegen des bedeutend schnelleren Wachsthums der gesammten Schülerzahl in dem letzteren Jahre einen geringeren Procentsatz aufzuweisen als im ersteren.

In Bezug auf ihr religiöses Bekenntnis geordnet, gruppieren sich die Schüler folgendermaßen:

	1869	1880	1890
Römische Katholiken . .	149	154	132
Griechische Katholiken .	90	50	50

Griechisch-Orientalische	199	174	153
Evangelische	14	23	16
Israeliten	100	274	319
Andere	20[1])	16[2])	9[3])

Es zeigt also die Zahl der Schüler christlicher Confession von 1869 bis 1890 eine Verminderung, dagegen die Zahl der Israeliten eine rapide Vermehrung. Zur weiteren Veranschaulichung der diesbezüglichen Verhältnisse mögen noch folgende Procentsätze dienen:

	1869	1880	1890
Römische Katholiken	26·05 %	22·29 %	19·44 %
Griechische Katholiken	15·73 %	7·32 %	7·36 %
Griechisch-Orientalische	34·79 %	25·19 %	22·53 %
Evangelische	2·45 %	3·33 %	2·36 %
Armenische Katholiken	2·45 %	2·03 %	1·33 %
Armenisch-Orientalische	1·05 %	0·29 %	—
Christliche Confessionen	82·52 %	60·35 %	53·02 %
Israeliten	17·48 %	39·65 %	46·98 %

Was das Alter der Schüler betrifft, so waren 1890 210, 1880 198 unter 14 Jahren, über 14 bis 20 Jahre alt waren sowohl 1880 als auch 1890 440 Schüler. Dann kamen 1880 noch hinzu 20 Jahre 28, 21 Jahre 13, 22 Jahre 8, 23 Jahre 1 und 24 Jahre 3. Im Jahre 1890 betrug die Zahl der 20jährigen 14, 21 Jahre waren alt 9, 22 Jahre 4, 23 Jahre 1 und endlich 26 Jahre 1.

Ein Stipendium genossen 1869 37, 1880 43 und 1890 35 Schüler dieser Anstalt.

Es erübrigt nur noch, einige Worte über die Universität von Czernowitz zu sagen. Die Alma mater Francisco-Josephina wurde am 4. October 1875, an dem Tage der Feier der hundertjährigen Vereinigung der Bukowina mit dem Kaiserthume Österreich, eröffnet. Die Universität besitzt eine griechisch-orientalisch theologische, eine rechts- und staatswissenschaftliche und eine philosophische Facultät, an welchen insgesammt 31 Docenten Vorlesungen halten. In ihrem ersten Semester, im Wintersemester 1875/1876, hatte die Universität 208, im verflossenen Wintersemester 1893/1894 schon 358 ordentliche und außerordentliche Hörer. Von diesen waren:

---

[1]) 14 armenische Katholiken und 6 Armenisch-Orientalische.

[2]) 14 armenische Katholiken und 2 Armenisch-Orientalische.

[3]) Armenische Katholiken.

	1875/76	1893/94
Theologen, ordentliche Hörer . .	39	55
„ außerordentliche Hörer .	—	1
Juristen, ordentliche Hörer . . .	74	207
„ außerordentliche Hörer .	30	46
Hospitanten der jur. Facultät . .	16	—
Philosophen, ordentliche Hörer .	26	22
„ außerordentl. Hörer .	22	13
Hospitanten der phil. Facultät . .	1	—
Pharmaceuten	—	14

Im ersten Jahre ihrer Studien standen 1875/76 139, im zweiten 24, im dritten 27 und im vierten 18 Hörer; im Wintersemester 1893/94 im ersten 83, im zweiten 87, im dritten 58 und im vierten 22. Hierzu kommen noch die außerordentlichen Hörer: 1875/76 67 und 1893/94 75, dann die Hospitanten: 1875/76 17.

Der größte Theil der Hörer war in der Bukowina selbst geboren, einige in anderen Kronländern der Monarchie, sehr wenige im Auslande. Es waren gebürtig:

	1875/76	1893/94
in der Bukowina	130	276
„ Niederösterreich . . .	—	4
„ Oberösterreich	2	—
„ Böhmen	4	1
„ Mähren	2	4
„ Schlesien	—	1
„ Galizien	63	52
„ Tirol	1	—
„ Kärnten	1	—
„ Ungarn	1	10
„ Siebenbürgen	2	
„ Croatien	—	2
„ Bosnien	—	1
„ Bulgarien	—	1
„ Rumänien	2	5
„ Russland	—	1

Ein ebenso mannigfaches Bild, wie wir es bei Betrachtung der Gesammtbevölkerung und der niederen und mittleren Schulen gesehen haben, erscheint uns auch bei der Beobachtung der Nationalität (Muttersprache) und der Confession der Universitätshörer. Es zeigt sich auch

hier, dass neben den Deutschen, welche in absoluter Mehrheit dastehen, auch die Vertreter anderer Nationen zu einer gewissen Bedeutung gelangen. Die Theologen, welche sämmtlich dem griechisch-orientalischen Bekenntnisse angehören, sind der überwiegenden Mehrzahl nach Rumänen. Die Deutschen erfuhren seit der Zeit des Bestandes der Universität eine absolute sowie eine relative Vermehrung, ebenso die Rumänen, und zwar geschah dies auf Kosten der Ruthenen und Polen, von denen die ersteren sich vermindert haben und die letzteren in ihrer Anzahl fast gleich geblieben sind. Inscribiert waren im Wintersemester:

	1875/76			1893/94		
Hörer mit deutscher Muttersp.	82,	d. i.	39·42 %	171,	d. i.	47·77 %
„ „ rumän. „	53	„	25·48 %	111	„	31·01 %
„ „ ruthen. „	41	„	19·71 %	34	„	9·50 %
„ „ polnischer „	28	„	13·46 %	29	„	8·10 %
„ „ czechischer „	4	„	1·92 %	3	„	0·84 %
„ „ serbischer „	—	„	—	5	„	1·39 %
„ „ anderer „	—	„	—	5[1])	„	1·39 %

Bezüglich der Confession waren:

	1875/76			1893/94		
Griechisch-Orientalische . . .	69,	d. i.	33·17 %	136,	d. i.	37·99 %
Römische Katholiken	57	„	27·40 %	68	„	18·99 %
Griechische Katholiken . . .	24	„	11·54 %	18	„	5·03 %
Armenische Katholiken . . .	3	„	1·44 %	6	„	1·68 %
Evangelische[2])	4	„	1·92 %	8	„	2·23 %
Israeliten	51	„	24·52 %	118	„	32·96 %
Andere[3])	—		—	4	„	1·12 %

Aus diesen Daten ist zu ersehen, dass die Bekenner der griechisch-orientalischen Confession in der Mehrzahl vertreten sind und es vielleicht immer bleiben werden, wenn sie nicht durch das schnelle Anwachsen der Zahl der israelitischen Hörer im Laufe der Zeit einen procentuellen Rückgang ihrer Anzahl erleiden. Die römischen und griechischen Katholiken haben seit dem Bestande der Hochschule eine relative Abnahme erfahren, während sich die Bekenner der mosaischen Confession mehr als verdoppelt haben.

---

[1]) Davon 1 mit bulgarischer, 1 mit russischer und 3 mit armenischer Muttersprache.

[2]) Augsburger Confession.

[3]) Armenisch-Orientalische.

Mit der Universität zugleich ist in Czernowitz eine Universitätsbibliothek gegründet worden, welcher aus der Czernowitzer Landesbibliothek eine größere Anzahl von Werken überlassen wurden. Der Stand der Bibliothek erhöht sich ziemlich rasch. Am Beginne des Jahres 1880 umfasste diese 50.564 Bände, 29 Manuscripte und 27 Incunabeln. Ende 1891 belief sich die Zahl der Bände auf 97.002, und am Ende des folgenden Jahres war sie auf 101.628 gestiegen. Der größte Theil dieses Zuwachses ist durch Geschenke (2945 Exemplare) und durch Kauf (1495 Exemplare) erfolgt. Außer diesen Werken wurden im Laufe des Jahres 1892 noch 188 Pflichtexemplare erworben. In den beiden Lesezimmern der Universitätsbibliothek wurden in der Zeit vom 1. Jänner bis 31. December 1892 2374 Werke gelesen. Nachhause entlehnt wurden in dieser Zeit 3682 Werke, und zwar 1163 an Professoren, 1401 an Studierende und 1090 an andere; 28 wurden an auswärtige Anstalten versandt. Die Münzensammlung der Bibliothek war in dem Decennium 1880 bis 1890 von 4 auf 4560 Stücke vermehrt worden.

So sehen wir in Czernowitz, das in einem Lande gelegen ist, wo Orient und Abendland sich gewissermaßen berühren, in einem Theile der Monarchie, der erst in jüngster Zeit einer höheren Cultur entgegengeführt worden ist, das aufopfernde Bemühen wackerer Männer die schönsten Früchte hervorbringen, wir sehen in der Hauptstadt der Bukowina ein Confessions- und „Völkergemische — kein Stamm berufen, den anderen zu beherrschen — im staatlichen Leben Österreichs verbunden“.[1]

[1] Rede des Professors Dr. Schuler von Libloy bei der feierlichen Eröffnung der k. k. Franz Josefs-Universität am 4. October 1875. Gedruckt zu Czernowitz 1894.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Mittheilungen des k. und k. Kriegs-Archivs.

Herausgegeben von der Direction des k. und k. Kriegs-Archivs. Neue Folge, VIII. Bd. Mit einer Tafel. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. und k. Hofbuchhändler, Wien 1894. Gr.-8^0, 397 S.

Die reichen Schätze unserer Archive waren bis vor wenigen Decennien vollkommen verschlossen. Alle Geschichtsbücher basierten auf fremden Quellen, so dass die ältere Generation die Geschichte unseres Vaterlandes nur aus fremder Bearbeitung kennen lernte. Welche Geschichtsfälschung da systematisch betrieben, in welch gehässiges Licht Österreich-Ungarn gestellt wurde, ersieht man erst jetzt, da dank der Hochherzigkeit Sr. Majestät des Kaisers und Königs die historische Forschung freigegeben worden ist.

Die rührige Direction des k. und k. Kriegs-Archivs steht in diesem Bestreben, alle wichtigen Kriegsereignisse urkundlich richtig darzustellen, in erster Linie, und ihren „Mittheilungen" ist es denn auch gelungen, viele irrige Ansichten zu berichtigen und vorgefasste Meinungen sowie langjährige Vorurtheile zu richtiger Erkenntnis zu widerlegen. Seitdem datiert auch die gerechtere Würdigung Österreich-Ungarns in der Fremde sowie auch bei uns selbst, denn unsere älteren Geschichtsbücher waren eher dazu angethan, die Liebe zum Vaterlande zu schwächen als zu steigern.

In diesem Sinne gewinnt namentlich der vorliegende VIII. Band der neuen Folge der „Mittheilungen" eine ganz besondere Bedeutung, und wir wollen uns nunmehr der näheren Betrachtung seines Inhaltes zuwenden.

*

Das österreichische Corps Schwarzenberg-Legeditsch 1849 bis 1851. Von FML. Adolf Freiherr von Sacken.

Im November des Jahres 1850 stand Österreich an einem wichtigen politischen Wendepunkte. Noch einmal bot sich ihm die Gelegenheit, sich an die Spitze von Deutschland zu stellen, die Kaiserkrone wieder an das Haus Habs-

burg zu bringen, das sie durch Jahrhunderte schwerer Kämpfe getragen, für die es so viele Opfer gebracht hatte. Allein der Augenblick wurde nicht ausgenützt, und „was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück"! Wenige Jahre später betrat jener Staatsmann den Saal des Frankfurter Bundestags, der die blutige Auseinandersetzung mit Österreich, welches Preußen „die Luft vor dem Munde wegathme", unentwegt verfolgte und schon damals den Ausspruch that: „Erst wenn Preußen saturiert ist, wollen wir aufrichtig und ohne Hintergedanken mit Österreich gehen!"

Die revolutionäre Bewegung von 1848 lag in den letzten Zügen. Das Frankfurter Parlament hatte König Friedrich Wilhelm IV. die Würde eines Kaisers der Deutschen angetragen, doch dieser lehnte sie ab; damit verlor das Parlament seinen Halt, Erzherzog Johann legte die Stelle des Reichsverwesers nieder, die radicalen Elemente gewannen die Oberhand, das Rumpfparlament flüchtete, jeder Achtung beraubt, nach Stuttgart. Der badische Aufstand brach aus und wurde vom Prinzen von Preußen niedergeschlagen. Österreich verlangte die Rückkehr zum Bundestag, Preußen beantwortete dies durch das Dreikönigsbündnis mit Hannover und Sachsen. Diesem Schachzug setzte Österreich einen Vertrag mit den süddeutschen Staaten entgegen, worauf Preußen einen engeren Bund mit den nördlichen Staaten der „Union" eingieng, nach welcher der preußisch-deutsche Bundesstaat mit Österreich zusammen nur gegen außen als Einheit auftreten sollte. Die gegenseitigen Beziehungen verschärften sich hierdurch immer mehr, und zwei Angelegenheiten drohten einen Krieg zum Ausbruche zu bringen: die Intervention in Kurhessen und die schleswig-holsteinische Angelegenheit. Eine Conferenz in Warschau, der auch Kaiser Nikolaus beiwohnte, blieb erfolglos.

Österreich hatte schon Ende Juni 1849 unter Commando des FML. Fürsten Karl Schwarzenberg ein Corps in Vorarlberg aufgestellt, um erforderlichenfalls die revolutionären Bewegungen in Würtemberg und Baden unterdrücken zu helfen. In lebhafter diplomatischer Correspondenz mit den Regierungen und mehrmals zum Einmarsche aufgefordert, kam es doch nicht dazu, die Grenze zu überschreiten. Im September wurde das 4. Corps auf 2 Infanteriedivisionen und 1 Cavalleriebrigade verstärkt; Fürst Schwarzenberg, als Gouverneur nach Mailand berufen, übergab das Commando an FML. Baron Legeditsch. Ruhig verlief das folgende Jahr für die Truppen, aber desto unruhiger gestalteten sich die Beziehungen zwischen den deutschen Vormächten. Am 10. October 1850 traf unser Kaiser in Bregenz mit den Königen von Bayern und Würtemberg zusammen, und dort wurde der Einmarsch des Executionsheeres in Kurhessen beschlossen. Das 4. Corps erhielt den Befehl, nach Bamberg zu rücken.

Die Misswirtschaft des Kurfürsten von Hessen hatte es dahin gebracht, dass ihm der Gehorsam versagt und er zur Flucht nach Frankfurt gezwungen wurde. Der Bundestag sicherte ihm Hilfe zu, ein bayrisches Corps unter dem G. d. C. Fürsten Taxis, dem das k. k. 14. Jägerbataillon zugetheilt war, hatte einzumarschieren. Preußen nahm aber dieses

Recht in Anspruch, berief sich zudem auf die Sicherung seiner Etapenstraßen, und GL. Graf von der Gröben rückte sofort ein und bis Fulda vor. Am 8. November kam es zu dem bekannten Zusammenstoß bei Bronzell. Die Satire hat sich des berühmten verwundeten Schimmels später bemächtigt, damals aber lag die Sache verzweifelt kritisch, nur die Selbstverleugnung und außerordentliche Mäßigung des Fürsten Taxis verhüteten, dass daraus furchtbarer Ernst, ein Krieg zwischen Süd- und Norddeutschland entstand. Wir erfahren aus dem Aufsatze, dass die bayrisch-österreichische Vorhut mit versorgten Säbeln und ungeladenen Gewehren vormarschierte und von den Preußen mit Feuer empfangen wurde, wodurch 5 unserer Jäger Verwundungen erlitten. Am selben Tage aber erhielten die Preußen den Befehl zum Rückmarsche. Aus dem darauf folgenden Briefwechsel sei hervorgehoben, dass Graf von der Gröben schreibt, er bedauere die Verwundung der k. k. Jäger wahrhaft: „Hoffentlich drängen sie nicht mehr auf. Auch eine zuwartende Haltung findet ihre Grenze, und unsere Zündnadelgewehre schießen zu richtig.“ Darauf erwiderte Fürst Taxis: „Hätte meine Avantgarde geladen gehabt, so würden die österreichischen und unsere Kammerbüchsen so tiefe Löcher geschlagen haben, als Ihre Zündnadel-Gewehre.“ Das 4. Corps blieb während dieser Zeit bei Bamberg; es sollte mit dem bayrischen und dem würtembergischen Corps den linken Flügel der Armee bilden.

Österreich hatte in Böhmen 250.000 Mann unter Befehl des FM. Grafen Radetzky aufgestellt, überdies war auf Mitwirkung einer bedeutenden Truppenmacht Russlands zu rechnen, die über Breslau einbrechen sollte. Auch Preußen hatte mobil gemacht. Da, im letzten Moment, entschloss sich der König nachzugeben; Manteuffel reiste nach Olmütz, und am 29. November 1850 wurde der Vertrag geschlossen, wornach Preußen der Besetzung Kurhessens beistimmte, Schleswig-Holstein den Dänen übergeben wurde und zur Regelung des Bundes Conferenzen stattzufinden hätten.

Der Preis, den Preußen damals zahlte, schien ein hoher, aber doch hatte es den eigentlichen Gewinn. Österreich nützte seine Überlegenheit und den politischen Sieg nicht gründlich aus, um sich an die Spitze Deutschlands zu stellen und energische Reformen durchzuführen; alles kehrte ins alte Geleise zurück, die Reaction gewann die Oberhand. Durch die staatskluge Nachgiebigkeit des Königs dagegen wurde Zeit gewonnen, das Ziel aber unverrückt im Auge, der Boden für die weiteren Erfolge vorbereitet, die sicher niemals eingetreten wären, würde es damals zu einem Kriege gekommen sein, welcher sicher mit einer Niederlage des Nordens geendet hätte. Ohne Olmütz wäre die Kaiserproclamation von Versailles unmöglich gewesen.

Dem Corps Legeditsch war es sonach nicht gestattet, kriegerische Lorbeeren zu pflücken, dafür war es ihm gegönnt, auf seinem Zuge durch Deutschland reiche Sympathien zu erwerben. Die oppositionelle Presse hatte namentlich im Norden die abenteuerlichsten Gerüchte über die österreichischen Truppen verbreitet, sie wie die Scharen des Friedländers oder die Trenck'schen Panduren hingestellt. Misstrauisch kam man ihnen an

vielen Orten entgegen, aber bald waren die wohlgesitteten, vortrefflich disciplinierten, meist sehr gutmüthigen „Österreicher“ beliebt, und wo sie länger verblieben, gestaltete sich dieses Verhältnis stets zu einem sehr herzlichen, wenn man sich auch nicht sofort mit den Böhmen, Polen, Ungarn und Italienern verständigen konnte.

An und für sich eine schöne Marschleistung im Winter, war die Anordnung der Märsche schwierig, da das 4. Corps zwölfer Herren Länder zu durchziehen hatte, deren Zustimmung stets vorher eingeholt werden musste. Die meisten Schwierigkeiten gab es in Hamburg, wo der Senat gegen die Garnison protestierte. Der Feldkriegscommissär v. Segenschmidt berichtete: „Die Herren, mit welchen ich zu verhandeln habe, sind Senator Simsen und Etapen-Commandant Reuter, dann als Syndicus Dr. Schwartze, welcher sehr fähig, aber duro ist. Überhaupt geht es zähe; die Leute wollen alle ihre Privatgeschäfte früher besorgen, gut diniren, dann ins Theater gehen 2c., und die übrige Zeit soll erst den Geschäften mit dem Einquartieren und dem lästigen und gefährlichen Militär gehören.“ Später stellte es sich freilich heraus, dass der Protest hauptsächlich wegen der Verpflegskosten erfolgt war, indem die Bequartierung der Preußen während der Feldzüge der Vorjahre mehr als eine Million gekostet hatte.

Unsere Truppen besetzten noch Altona, Lübeck und gemeinsam mit Preußen Rendsburg, welche ihrerseits Schleswig occupierten. Überall vollzog sich diese Maßregel in solcher Ordnung, dass schon im Februar 1851 eine Brigade nach Böhmen rückgesandt werden konnte. Bei ihrem Durchmarsch in Magdeburg ergab sich ein unliebsamer Zwischenfall, indem sie seitens der preußischen Officiere demonstrativ unfreundlich empfangen wurde. Dies fasste der König sehr ernst auf, und in seiner bekannten hochherzigen Weise fand er sich bewogen, dem Festungscommandanten streng seine Missbilligung auszusprechen; u. a. schreibt er: „Das Legeditsch'sche Corps gehört zur Armee von Italien unter FM. Graf Radetzky. Die Thaten dieser Truppe aber glänzen, so lange es Armeen und Geschichte geben wird.“

Während in Holstein das beste Einvernehmen ungetrübt bestand, war dieses der Hamburger radicalen Presse sehr unerwünscht. Sie trachtete, es zu stören, und beleidigte in Wort und Bild unsere Truppen. Der Senat war zu schwach, dem ein Ziel zu setzen, und die Gerichte verurtheilten die Geklagten zu geringen Geldbußen. Es war daher kein Wunder, dass einstmals Soldaten des Regimentes Nugent Nr. 30 einen Redacteur thätlich misshandelten. Nun hetzte die Presse den Pöbel auf, und am 8. Juni wurden in der Hauptstraße der damals berüchtigten Vorstadt St. Pauli einzelne spazierende Soldaten überfallen, 2 schwer und mehrere leicht verletzt, auch der dazu kommende FML. Teimer am Arm verwundet. Die anrückenden Patrouillen, mit Steinen beworfen, gaben endlich Feuer, tödteten 6 und verwundeten 15 Mann und stellten die Ordnung her. St. Pauli erhielt eine Strafeinquartierung.

Hiervon abgesehen, stand auch in Hamburg das Militär in sehr guten Beziehungen zur Bevölkerung. In den letzten Tagen des November

erfolgte der Traueract der Auflösung der tapferen schleswig-holsteinischen Armee, die so wacker für die Unabhängigkeit der Herzogthümer gekämpft hatte und nun einem solchen Schicksale anheimfiel. Ohne Anspruch auf Entschädigung oder Versorgung entlassen, Verfolgungen in der Heimat ausgesetzt, traten die meisten in brasilianische Dienste oder suchten anderswo ihr Brot. Wie vielen war es nicht vergönnt, die endliche Befreiung ihres Vaterlandes zu erleben! Mit Wehmuth gedenkt man dieses unverdienten Loses. Die Herzogthümer wurden Dänemark übergeben.

Damit war auch der Grund des Verweilens der k. k. Truppen entfallen; am 20. Februar gieng mittelst Eisenbahn der erste Staffel ab, und am 12. April 1852 traf der letzte, zu Fuß marschierende in Prag ein.

Der Abschied von den Truppen gestaltete sich allenthalben als ein überaus herzlicher, selbst der Hamburger Senat dankte in besonderer Weise dem FML. Baron Legeditsch für seine wohlwollenden Gesinnungen und gedachte ehrend der musterhaften Haltung und Disciplin der Truppen. Als gefürchtetes Executionscorps mit Bangen erwartet, schieden die Österreicher als hochgeachtete und beliebte Freunde, in einer unsympathischen Sache gerufen, verließen sie das Land, von den Sympathien der Bevölkerung begleitet.

„Freiherrn von Sacken gebürt der Dank, die Erinnerung an diese für Österreich ehrenvolle Episode in einer so lebendigen und anschaulichen, dabei so gründlichen Weise wachgerufen zu haben.

Der Beitritt Österreichs zur Coalition 1813.

Von Hauptmann Oskar Criste.

Es gibt vielleicht keinen Abschnitt der neueren Geschichte, in welchem die Geschichtsfälschung in so weitgehender Weise betrieben worden ist wie in der Darstellung der Befreiungskriege. Der gewaltige Schlachtenkaiser war gefallen; nach seinem Sturze vindicierte sich jeder den Hauptantheil des Erfolges, und dies ist der leitende Gedanke jedes Buches, das in Russland oder Preußen darüber geschrieben wurde. In allen kommt Österreich übel weg und wird geradezu als ein Hindernis des Siegeslaufes dargestellt, nur durch den Druck der Russen und Preußen wäre es gezwungen worden, der Allianz beizutreten, nie hätte es aufrichtig gehandelt u. dgl. m. So wie die „Großmuth" Kaiser Alexanders in der Fortführung des Krieges zu Deutschlands Befreiung in den russischen Darstellungen vorwaltet, werden der Abfall Yorks und die „Erhebung" in den preußischen in den Himmel erhoben, und diese Ansichten haben umso mehr Verbreitung gefunden, als die Geschichtsschreibung ausschließlich in deutschen und russischen Händen lag und österreichischerseits keine Widerlegung fand. Es ist das nur natürlich; nach den Befreiungskriegen verfiel Österreich zum Polizeistaat, die strenge Censur verbot jedes offene Wort, niemand wagte zu schreiben, auch das reiche Actenmaterial war verschlossen. So blieben denn alle Fälschungen unberichtigt und sind, weil nicht widerlegt, als wahr angenommen worden. Dass nach dem kläglichen

Ausgange des Frühjahrsfeldzuges 1813 Österreich flehentlich um Hilfe angerufen wurde, wird ignoriert; für die Geschichtsschreiber dieser Sorte scheint er eben gar nicht zu existieren, oder sie gehen flüchtig über ihn hinweg.

Aber die Lust am Mäkeln hat sich auch auf die österreichische Armee und ihre Führer erstreckt. Was erstere betrifft, ist es schade, ein Wort zu verlieren, sie hielt sich 1813 ebenso tapfer als in den vorhergegangenen zwölf Feldzügen, die sie zumeist allein gegen die Franzosen bestanden, und was die Generale anbelangt, hat Blücher die schwierige und undankbare Aufgabe Schwarzenbergs in dem urwüchsigen Toast: „Der Gesundheit des Helden, der uns trotz der Anwesenheit dreier Monarchen zum Siege geführt hat!" treffender charakterisiert, als es ganze Bände vermögen. Und wenn der Theoretiker Jomini den Grafen Radetzky als einen „höchst mittelmäßigen Mann" hinstellt, so ist das einfach zum Lachen.

Wilhelm Oncken hat aus dem Material des Hof- und Staatsarchivs zuerst nachgewiesen, dass von einem „Handel" Metternichs mit Napoleon einerseits und den Alliierten andererseits nicht die Rede sein kann, dass dieser vielmehr stets auf Seiten letzterer stand, wenngleich er sich die gebietende Macht Österreichs, welche dieses dank den Verhältnissen besaß, nicht entwinden lassen wollte. Er müsste ein schlechter Staatsmann gewesen sein, wenn er nicht vornehmlich die Interessen seines Landes im Auge behalten hätte.

Mag nun immerhin die österreichische Diplomatie „finassiert", Schwarzenberg manchen Fehler begangen haben, so viel steht unumstößlich fest: ohne den Beitritt Österreichs wäre der Kampf um die Befreiung Deutschlands nie zu einem glücklichen Ende gelangt.

Es ist ein anerkennenswertes Verdienst Hauptmann Cristes, aus dem überreichen Material, das ihm zugebote stand, weitere Beweise dessen beigebracht zu haben, wie schon von Anfang das Wiener Cabinet die Bestrebungen Preußens begünstigte. Wir müssen uns hier leider darauf beschränken, nur einige Thatsachen hervorzuheben.

Österreich und Preußen waren sich bereits 1812 nahe getreten. Auf einen fast verzweiflungsvollen Brief Graf Hardenbergs hatte im October Metternich geantwortet, er rechne nicht auf die Festigkeit Kaiser Alexanders, beide Staaten müssen in ihren eigenen Mitteln ihr Heil finden, „denn die Interessen unserer beiden Staaten trenne ich nicht und werde sie niemals trennen". Im Jänner versicherte Kaiser Franz den König Friedrich Wilhelm III., er solle sich nicht irre machen lassen, wenn eine Truppenmacht an der Grenze aufgestellt werde, er könne sich auf des Kaisers Wort verlassen, dass selbige nie gegen ihn gebraucht würde. Auch das Ziel der österreichischen Politik wurde bekannt gegeben: Lösung des Bündnisses mit Frankreich, volle Unabhängigkeit und Schaffung „gesunder und dauerhafter Verhältnisse in Europa" selbst durch Gewalt der Waffen. Preußen konnte daher diesbezüglich beruhigt sein.

GL. v. York hatte den Waffenstillstand zu Tauroggen am 30. December 1812 geschlossen. Von Macdonald im Stich gelassen, ohne Befehle vom König, von den Russen im Rücken bedrängt, blieb ihm wohl

nichts anderes übrig. Diese That wird ihm hoch angerechnet: aber ist sie so sehr verschieden von der Convention, welche Schwarzenberg am 30. Januar 1813 abschloss, wornach er das Auxiliarcorps an die Pilica zurückführte? Wenn man den Effect betrachtet, den diese Abmachungen auf Napoleon ausübten, gebürt sogar jener der Österreicher der Vorzug. Den Abfall Yorks benützte Napoleon, um im Senate mit dröhnenden Phrasen aufzutreten und die Aushebung von 350.000 Mann zu verlangen; sie kam ihm gelegen, während ihn die Mittheilung vom Marsche unseres Auxiliarcorps nach Galizien ganz außer Fassung brachte. General Graf Bubna berichtete von der „Bestürzung", die sie sichtlich hervorgerufen hatte, denn Napoleon fürchtete nichts so sehr als den Bruch mit Österreich.

Die Russen waren in Ostpreußen eingerückt und hatten die dortigen Behörden von der Pflicht gegen den Landesherrn losgesprochen. Freiherr von Stein erhielt dictatorische Gewalt. Diesem idealgesinnten Manne war nur darum zu thun, Deutschland groß und stark zu machen, ihm waren die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung gleich: „sie seien nur Werkzeuge; man müsse den König in seinem eigenen Interesse nöthigenfalls zwingen, der Allianz beizutreten". Dies erklärte der Czar dem Obersten v. Boyen auch unumwunden, sowie dass er sich hinreichend gerechtfertigt fände, falls der König nicht beiträte, an der „Zerstückelung des preußischen Staates mitzuwirken".

Von Napoleon kategorisch aufgefordert, eine neue Armee aufzustellen, zwischen Frankreich und Russland in drangsalvoller Enge, beschwor Graf Hardenberg das österreichische Cabinet, „in den wahren Sinn dieser schrecklichen Lage einzudringen" und ihm mit „wirksamem Rathe" beizustehen. Kaiser Franz beantwortete dies durch ein Handschreiben, wornach ein Wechsel in der politischen Haltung des Königs die gegenseitigen Beziehungen durchaus nicht stören sollte.

Damit war Preußen der Weg gewiesen, es „erhob" sich, aber es konnte eben nichts anderes thun, die Erhebung war einfach ein Act der Verzweiflung, nicht des selbständigen Entschlusses, wie es in Österreich im Sommer der Fall war. Der Vertrag von Breslau-Kalisch wurde geschlossen, und am 17. März theilte Fürst Metternich dem preußischen Gesandten Wilhelm v. Humboldt seine Befriedigung darüber mit, so dass dieser berichten konnte, wie er sich überzeugt habe, dass „an der Wahrheit der Zusicherungen des Wiener Hofes kein Zweifel sei, und dass er auf dasselbe Ziel wie die verbündeten Mächte gegen Frankreich hinarbeite".

Einstweilen handelte es sich darum, Zeit zu gewinnen, um die Armee schlagfähig zu machen. Schwarzenberg wurde nach Paris gesandt; in seinen Weisungen stand die Vermittlung eines allgemeinen Friedens, dann die Wiederherstellung Preußens. Vergebens bot Napoleon Schlesien mit zwei Millionen Einwohnern an, Schwarzenberg schlug alle Anträge aus, indem „jeder Gedanke an eine Vergrößerung auf Kosten Preußens dem Kaiser Franz fern liege". In Wien erklärte Metternich dem französischen Gesandten, Österreich könne nicht mehr als Hilfsmacht am Kriege theil-

nehmen, es sei entschlossen, die Stelle eines bewaffneten Vermittlers einzunehmen.

Mit dieser Bewaffnung hatte es nun seine Schwierigkeit. Seit 1809 war am Heer so gespart worden, dass Graf Radetzky sagte: „Graf Wallis schlug der Armee nicht weniger tiefe Wunden als Napoleon selbst." Es durften nur 150.000 Mann unter den Fahnen gehalten werden, statt aber das allerdings etwas theurere Krümpersystem (wie Preußen) anzunehmen, reducierte man den Stand. Die deutschen Regimenter behielten bloß 2 Bataillone mit 50 Mann per Compagnie, das 3. Bataillon, den Namen „Chargendepôt" führend, hatte gar keine Mannschaft, die Landwehr war aufgelöst. Sechs Regimenter hatten ihren Werbbezirk verloren und waren aufgelöst worden. Die Jäger kamen von 6 auf 2 Compagnien, die schwere Reiterei von 6 auf 4, die leichte von 8 auf 6 Escadronen. Die ungarische Infanterie behielt 120 Mann per Compagnie, weil der Reichstag keine Recruten bewilligt hatte. Es fehlte an Monturen und Rüstungen, die Vorräthe an Schuhen waren total erschöpft, seit 1809 waren weder neue Waffen erzeugt noch die reparatursbedürftigen hergestellt worden. Eine Nachschaffung von Pferden hatte nicht stattgefunden.

Sogar die Gebüren waren im Rückstand geblieben, so dass beim Auxiliarcorps Officiere und Mannschaften Schulden machen mussten. Um die Mobilisierung einzuleiten, wurden mit 16. April zwar 45 Millionen in sogenannten „Anticipationsscheinen" herausgegeben, aber trotzdem musste im Sommer für ein kleines Anleihen der kaiserliche Familienschmuck verpfändet werden.

So war denn an die Aufstellung der Armee nicht so rasch zu denken, und nur dem außerordentlichen Patriotismus des Volkes, welches Frankreich glühend hasste, war es zu danken, dass im Mai 80 Bataillone, 98 Escadronen und 220 Geschütze in Böhmen versammelt werden konnten. Das Auxiliarcorps war durch den nicht erfolgten Abmarsch des Corps Poniatowski in Galizien zurückgehalten worden und konnte erst im Juni eintreffen. Um jene Zeit forderte auch Metternich den Grafen Radetzky auf, seinen Operationsentwurf vorzulegen, dessen Hauptgrundsatz: „Offensive gegen die Minderzahl, Defensive gegen die Übermacht!" thatsächlich die Grundlage aller Operationspläne der Befreiungskriege bildete.

Aus allem diesen kann man entnehmen, wie ernst es Österreich nahm, und wie es rüstete. Leider war eben zuviel am unrechten Orte, an der Armee gespart worden; und solche Fehler lassen sich nicht leicht ungeschehen machen. Daran lag der Hauptgrund des Zögerns. Wären 250.000 Mann disponibel gewesen, hätte man den Frieden dictieren können, wie v. Lebzeltern dem Kaiser Alexander in Kalisch richtig bemerkte.

Inzwischen hatte der Krieg in Sachsen begonnen. Die Schlacht von Groß-Görschen, 2. Mai, gieng infolge der schlechten russischen Dispositionen verloren, bei Bautzen, 20. Mai, commandierte niemand oder ein jeder, oder es war, wie Gneisenau schrieb, „ein Krieg Aller gegen Alle". Die geistige Überlegenheit Napoleons hatte sich geltend gemacht, die Russen dachten schon an den Rückzug nach Polen. Man fürchtete, dass

Kleinmuth sich wie 1806 der Gemüther bemächtigen werde. Nur ein Waffenstillstand konnte Rettung bringen.

Schon anfangs Mai hatte Österreich seine Friedensvermittlung angetragen. Napoleon hatte in gewohnter Weise getrachtet, mit dem Czar direct geheim zu verhandeln, war aber abgewiesen worden, worauf es dem Grafen Stadion gelang, am 4. Juni zu Poischwitz den Waffenstillstand auf sechs Wochen abzuschließen.

Nun legte Metternich die bekannten Friedensvorschläge vor, die im wesentlichen die Auflösung des Herzogthums Warschau und des Rheinbundes, die Vergrößerung von Preußen, Rückgabe der illyrischen Provinzen und Wiederherstellung der Hansastädte forderten. Man hat diese Bedingungen unbegreiflich milde genannt, aber Metternich war überzeugt, dass Napoleon sie doch nicht annehmen würde. Thatsächlich schrieb dieser dem Prinzen Eugen: „Die Unverschämtheit Österreichs hat keine Grenzen." Am 27. Juni wurde der Reichenbacher Vertrag von den drei Monarchen unterzeichnet, und nun drängten Schwarzenberg und Radetzky zu den umfassendsten Rüstungen. Das Corps in Inneröfterreich unter FZM. Baron Hiller wurde aufgestellt, alle dritten Bataillone mobil gemacht, die Cavallerie-Escadronen ergänzt, die Landwehr einberufen. In Böhmen wurden alle wichtigen Punkte befestigt oder in Stand gesetzt, in Oberösterreich an der Traunlinie, ebenso in Kärnten und Steiermark Fortificationen angelegt.

Über die berühmten Unterredungen Metternichs mit Napoleon in Dresden (26. Juni), über die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August sowie über den Prager Congress bringt dieser Aufsatz keine neueren Aufschlüsse.

Bekanntlich hat man auch hiefür Österreich Vorwürfe gemacht, aber Russland und Preußen brauchten die Verlängerung sehr dringend; ersteres, um seine Regimenter zu ergänzen, letzteres zur Einübung der Landwehr. Beweis dafür sind die ungnädigen Worte des Königs bei einer Inspicierung Mitte Juli, womit er den Stabsofficieren vorhielt, sie hätten die Zeit nicht benützt, ihre Truppe auszubilden; er schloss mit den Worten: „Anstatt sich mit Ihren Bataillonen zu beschäftigen, bekümmern sich die Herren zuviel um die Politik und haben es getadelt, dass Ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Jeder bleibe bei seinem Leisten! Thun Sie Ihre Schuldigkeit, und bekümmern Sie sich gar nicht um Mich! Ich werde schon wissen, was Ich zu thun und zu verantworten habe." — In dem Werke „Geschichte der Nordarmee 1813" von GL. v. Quistorp kann man in dieser Richtung noch mehr lesen.

In Österreich erwartete das Volk mit Ungeduld die Eröffnung des Krieges, Fürst Schwarzenberg erklärte das Commando niederlegen zu wollen, falls eine Verlängerung des Waffenstillstandes einträte, die Officiere erklärten, dass die Soldaten eher ihre Waffen wegwerfen als für Frankreich streiten wollten. Ein in Wien verbreitetes Gerücht, Metternich wolle mit Napoleon eine Allianz abschließen, erregte fast einen Aufruhr. Man weiß, dass die preußischen Bücher viel von der Begeisterung erzählen, welche das Volk durchglühte, sie stellen die Österreicher dagegen hin, als ob diese,

nur dem Willen des Kaisers gehorchend, ins Feld gezogen wären. Aus diesem Aufsatze, der durch Berufungen auf Documente die Wahrheit darthut, kann man ersehen, dass der Enthusiasmus in Österreich nicht geringer war; nur war er vielleicht weniger pathetisch und demonstrativ, und man hat nicht daraus so viel Wesens gemacht. Als z. B. 1812 das Auxiliarcorps nach Russland zog, quittierten viele Officiere, um nicht dem „verhassten Corsen" zu dienen; aber davon erwähnen selbst unsere Bücher kein Wort.

So war denn die Mitternachtsstunde des 10. August gekommen, und von da ab lächelte das Glück den Alliierten. Leicht war es nicht, den genialen Kriegsfürsten zu besiegen, die österreichische Armee jedoch hat redlich dazu mitgeholfen. Dem Verfasser dieses Aufsatzes aber gebürt der Dank, durch seine vortreffliche Arbeit die Thatsachen derart festgestellt zu haben, dass künftigen Geschichtsfälschungen und Verdrehungen vorgebeugt wird.

Beitrag zur Geschichte des Krieges in Ungarn 1848/49.

Der Direction des Kriegs-Archivs wurde von berufenster Seite dieser Artikel übergeben, welcher sich bemüht, wichtige Punkte der in der „Kriegs-Chronik Österreich-Ungarns III. Theil" enthaltenen Darstellung richtig zu stellen. Mit gewohnter Loyalität und im Interesse der historischen Wahrheit bringt die Direction ihn zum Abdruck. Wir müssen aber vorweg bemerken, dass er sich auf keinerlei Documente beruft und mehr eine subjective Anschauung der Ereignisse von Jänner bis April 1849 bietet.

Der Verfasser erklärt die weitverbreitete Ansicht, FM. Fürst Windischgrätz sei nach der Besetzung von Budapest, diese als Beendigung des Feldzuges betrachtend, ruhig stehen geblieben, als irrig und als „die vollständigste Verkennung dessen, was damals bei der Armee wirklich geschah".

Am 5. Jänner 1849 wurde Budapest besetzt, halb Ungarn war gewonnen, Görgey nach Nordosten ausgewichen, Perczel hatte sich hinter die Theiß gezogen.

Es war nicht geglückt, der ungarischen Armee einen entscheidenden Schlag zu versetzen; ihre Theilung verhinderte dies nun vollständig, und man musste einen neuen Operationsplan ins Auge fassen. Der Verfasser legt hier die verschiedenen strategischen Erwägungen dar, welche für die eine oder die andere Operation sprachen, und kommt zum Schlusse, dass eine Vorrückung über die Theiß die Operationslinie so verlängert hätte, dass die Streitkräfte, welche zugebote standen, nicht ausgereicht haben würden, entscheidend aufzutreten. Überdies konnte die ungarische Armee bequem ausweichen, und man hätte einen Luftstoß geführt. Inzwischen hätte aber Görgey im Rücken vorgehen, Komorn entsetzen, ja selbst Wien bedrohen können.

Der Fürst beschloss daher, die Verfolgung Görgeys den allerdings durch weite Räume getrennten drei Brigaden des 2. Corps, den Divisionen Simmich und Götz (diese standen an der Waag, beziehungsweise in

Waitzen) sowie dem aus Galizien einbrechenden Corps Schlick zu übertragen. Die Hauptarmee blieb in der Defensive und hielt „die Behauptung von Budapest und vor allem den Entsatz von Komorn vor Augen"; aus dieser Stellung hatte sie sich durch kräftige Offensivstöße des zwischen Donau und Theiß vorrückenden Gegners zu erwehren und Verstärkungen abzuwarten.

Bekanntlich gelang es Görgey, durch seinen kühnen, vortrefflich durchgeführten Marsch sich seinen Verfolgern zu entziehen, im Rücken Schlicks am 10. Februar Kaschau zu besetzen und sich jenseits der Theiß mit den inzwischen von Kossuth neu aufgestellten Truppen zu vereinigen.

Die Vorstöße aus Budapest führten am 27. Februar zur Schlacht von Kápolna; am 8. März concentrierte sich die Armee zwischen Kecskemét und Czegléd, doch wichen die Ungarn der Schlacht aus. Zum drittenmale zog Ende März der Armeecommandant die Truppen bis Aszód-Gödöllő zusammen, es kam zu den Gefechten am Tápio und bei Isaszegh. Bezüglich des letzteren bemerkt der Verfasser, dass der Feind das Gefechtsfeld nicht in Besitz genommen habe; die Räumung sei erst am nächsten Morgen über Befehl des Fürsten erfolgt.

Die Verdrängung der Division v. Götz von Waitzen am 10. April gab die Bestätigung von der veränderten Operationsrichtung Görgeys, die nun auf Komorn zielte. Fürst Windischgrätz sandte die im Anmarsche befindlichen drei Brigaden an den oberen Granfluss, er selbst concentrierte, das Corps des Banus in Pest lassend, den Rest der Armee ($41\frac{1}{2}$ Bataillone, 44 Escadronen und 162 Geschütze) auf der Sehne des Bogens, den die Donau bildet, um über Gran sodann Görgey in die linke Flanke zu fallen. Alles war vorbereitet, als ganz plötzlich und völlig unerwartet in der Nacht zum 14. April die Abberufung des Fürsten eintraf.

Die Schuld, dass die Armee dann in eine so üble Lage gerieth, schreibt der Verfasser dem Banus Jellačić zu. Dieser habe trotz des schriftlichen Protestes des Armee-Generalstabschefs die drei Brigaden nach Gran zurückgezogen und dadurch Görgey den Weg frei gemacht, auf dem er nach dem siegreichen Gefechte von Nagy-Sarló den Entsatz von Komorn durchführte. Der Verfasser meint, die Endsituation der Armee sei eine solche gewesen, dass mit Recht ein Erfolg auch ohne russische Hilfe erwartet werden konnte. Es ist dies eben eine Ansicht, der ein taktischer Sieg Berechtigung hätte verleihen können, die Operation gelangte jedoch nicht zur Ausführung, und die Thatsachen haben ein anderes Ergebnis gezeitigt. — W —

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Winzerlied.

Von B. Del-Pero.

Innsbruck.

Wir sammeln des Lebens köstlichen Geist,
Den Feind aller Leiden, der tröstend zerreißt
Ihre Kette Glied für Glied;
Im Blätterregen,
Im Gottessegen
Singt der Winzer sein bestes Lied.

Es winkt aus der Laube so golden, so blau,
Es lacht aus den Augen so hold und so schlau
Am Hange dort und Ried,
Und Noas Lieder
Erschallen wieder —
Stimmt an das uralte Lied!

Wie schmeckt ein Küsschen voll süßer Glut,
Gewürzt von der Rebe feurigem Blut,
Auch wenn der Sommer schied!
Von Wein und von Lieben,
Uns aus Eden geblieben,
Wer hört nicht gerne das Lied?

Wir sammeln der Reben köstlichen Saft:
So mög' er Euch leihen Muth und Kraft,
Dass Ihr alle durchs Leben zieht
Wie der Winzer so heiter,
Immer weiter und weiter,
Auf den Lippen ein fröhliches Lied!

Im Gesäuse.

Von A. Berg.

Leoben.

Drohend hebt Ihr Eure Häupter,
Wild, gespensterhaft empor;
Bleich, zerklüftet Euer Antlitz
Und Ihr selbst ein Schreckenschor.

Mählich aus dem West herüber
Fällt auf Euch ein Sonnenstrahl,
Und in Purpurpracht erglühend,
Leuchtet Ihr mit einemmal.

Ober Euch der klare Himmel,
Dort im dunkeln Grün der Wald,
Doch im müden West die Sonne
Sinkt hinunter allzu bald.

Euer Glühn verblasst, verhauchet,
Bläulich dämmert Ihr, dann fahl,
Bis Ihr wieder, bleich und zürnend,
Geisterhaft hinstarrt ins Thal.

Räthselhafter Drang im Menschen,
Der geheimnisvoll ihn zieht,
Jene Schrofen zu erklimmen,
Die jedwedes Leben flieht!

Räthselhaft? O nein! Zu lösen
Dieses Räthsel fällt nicht schwer:
Drunten in den dumpfen Thälern
Siecht das Leben, hohl und leer.

Knechtsinn, Elend herrscht und Lüge
In der kranken Stubenwelt,
Die selbst in der Lüste Taumel
Bang ein Jammerschrei durchgellt.

Nur auf Euch, Ihr mächt'gen Riesen,
Wagen wir noch Mensch zu sein,
Losgelöst vom Bann der Lüge
Und von jeder Fessel Pein.

Und erkauft selbst mit dem Leben,
Zieht Ihr machtvoll uns empor,
Euer Schrecken wird zur Größe,
Zum Erhab'nen Euer Chor.

Hoch auf Euern mass'gen Felsen
Wölbt sich eine neue Welt,
Drin die schale Welt des Tages
In ihr Nichts zusammenfällt.

Epilog der Liebe.

Von W. A. Hammer.

Wien.

Was rauscht Ihr, alte Laubeshallen,
Wenn Euch der Herbstwind rauh durchweht
Und bei der Blätter müdem Fallen
Die trauten Pfade übersät?

Ich weilte unter Euern Kronen,
Als breitend noch ihr Schatten flofs
Und ich, ein theures Herz zu lohnen,
Den Bund der Treue mit ihm schlofs.

Doch heute klag' ich Euch mein Sehnen,
Und Euer Rauschen stimmt mir zu:
Hier lag der Seele schönstes Wähnen,
Hier fand sie stets die schönste Ruh'.

Noch steht die Bank, wo ich im Banne
Der ersten Liebe mich gefühlt,
Noch quillt der Quell am Fuß der Tanne,
Der mir das heiße Haupt gekühlt.

Ja, alles, alles bleibt dasselbe,
Allein das Laub im Sturm erbleicht,
Und manches Blatt, so manches gelbe,
Zerflatternd meiner Liebe gleicht!

Insel.

Von Paul Wertheimer.

Wien.

Hier darf ich rasten, müdgehetzt, allein,
Darf im Geheimen beten und gestalten,
Des Lebens Spuk soll nicht den Raum entweihn
Und nichts Gemeines seinen Einzug halten.

Wie eine Schönheitsinsel, ein Asyl
Sei mir dies Zimmer: will drin sinnen, träumen
Und lauschen auf der Reime klingend Spiel,
Derweil die Großstadtwogen ferne schäumen!

Die Gänse.

Aus dem Böhmischen Božena Kunětickás frei übersetzt von Bronislav Wellek.

(Schluss.)

Prag.

Die Alte öffnete den Mund, sah den Sprecher starr an und sagte dann händeringend halblaut:

„So? — Eingefangen? — Im Gemeindehause? — Und was, was wird mit ihnen geschehen, Alterchen?"

Der Mann lachte laut auf.

„Was geschehen wird? Jetzt heißt's, für jede einen Sechser bezahlen, dann könnt Ihr sie nach Hause treiben."

„Für jede einen Sechser? — Das wohl nicht, Ihr irrt. Ich habe ja nicht soviel Sechser."

„Nu, so werden sie Euch vor Hunger draufgehen," antwortete der Mann und gieng davon, denn er war nicht so arm wie die Bettlerin und musste fürchten, dass sie von ihm die drei Sechser verlangen könnte.

Sie blieb wie betäubt stehen und ermaß im Kopfe die Tragweite des Unglückes, das sie betroffen hatte. Sie konnte nicht begreifen, warum ihre Gänse gerade in Konrads Rüben gegangen seien, und wie es überhaupt geschehen, dass sie sich jetzt nicht gerade in ihrem Stalle mit der angelehnten Thür befanden, sondern im Gemeindehofe als eingebrachte Diebe und Vagabunden.

Die Armen! Sicherlich waren sie nicht wenig erstaunt, als sie sich innerhalb fremder Wände fanden, und dass die Alte im blauen Kannefasskittel [1]) ihnen nicht Brotrinden wie sonst zur Nachtfütterung brachte. Was nun? — Es blieb ihr nichts anderes übrig als heimzugehen zur kranken Loisl und darüber nachzusinnen, woher sie die drei Sechser nehmen solle, die für eine Bettlerin doch ein Königreich bedeuten. Es war allerdings möglich, dass sie diesen Betrag in zwei, drei Tagen zusammenbetteln könne, allein die Gänse konnten doch nicht auf die Mildherzigkeit guter Leute warten, da sie am nächsten Morgen schon beim ersten Dämmerschein des Tages Hunger und Durst spüren würden. Was beginnen?

„Heilige Jungfrau, das ist eine schwere Sorge!" sagte die Alte zu sich, als sie in der Dämmerung, die schon in Finsternis übergieng, einen gangbaren Pfad nach Hause suchte.

Ein großer Jammer, der in langen, stöhnenden Seufzern hervorbrach, bemächtigte sich ihrer, als sie ihr Höflein betrat und sich des leeren, verlassenen Gänsestalles erinnerte. Aus dem winzigen

---

[1]) Wohl durch Volksetymologie aus „Canevas" corrumpiert. Grobe ungebleichte Leinwand.

Fenster, das nach dem Hofe lag, grinste ihr schwarze, greifbar dichte Finsternis entgegen, und der Alten schien es, dass sie von innen das Rufen Loisls höre, von der sie glaubte, dass sie schon schliefe. Einen Augenblick hörte sie ganz deutlich ihre Stimme und zweifelte nicht mehr daran, dass Loisl erwacht sei.

Sie trat daher in die Stube ein und zündete eine kleine Petroleumlampe an, die sogleich eine Wolke schwarzgrauen Qualms rings verbreitete und die Stube kümmerlich beleuchtete: den großen thönernen Herd, den Eichenholztisch, die Bank, zwei Stühle, das Bett und die Wiege, auf der Loisl, deren Äußeres entsetzenerregend war, saß. Offenbar war sie vom Grausen gefasst in der Dunkelheit, in welcher sie sich befand, in der Einsamkeit, in welcher sie niemands Stimme hörte, in der Stille, in welcher sie ihr eigenes Schreien und das rasche Athemholen vernehmen musste.

Die mageren heißen Hände hatte sie eigenthümlich verschlungen, die Augen waren vor Entsetzen aus ihren Höhlen getreten, die Haare hiengen zerzaust in die Stirne, und auf den Lippen bebte ihr noch das unzähligemal wiederholte „Trinken!"

„Gleich, gleich, Loisl!" beschwichtigte sie die Alte und stellte das Lämpchen auf den Tisch. „Unsere Ganseln sind verloren gegangen, denke Dir! Ich lief, sie zu suchen, sie sind im Gemeindehofe. Bedenke doch, Loisl, bedenke! Konrad hat sie einfangen lassen — der Wütherich! Sie waren in seinen Rüben. Und drei Sechser muss ich für sie zahlen. Woher nehmen? — Liebes Loisl, ich habe große Sorge! Bis morgen kann ich die drei Sechser nicht auftreiben, und die Gäns' werden Hunger haben. Die armen, guten Gäns' — Gott weiß es!"

Sie schöpfte aus dem Topfe, der hinter der Thür stand, Wasser und reichte es Loisl, welche in langen Zügen trank und dann in die Wiege zurücksank, wohl ohne zu begreifen, dass die Gänse nicht heimgekommen seien, dass der Alten Kopf voll Sorge sei. Sie fühlte nur unter ihrer Stirn eine Hitze und Schwere, und die Worte der Großmutter prallten von etwas Hartem, das unter der Stirne lag, ab und ließen nicht einmal einen schwachen Nachhall zurück. Das Gehirn, der ganze Kopf Loisls war von einem neuen, undurchdringlichen und glühenden Stoff, der durch ihre Augen zu dringen, ihr Ohren, Nase und Mund auszufüllen und in den Schlund zu kriechen schien, erfüllt. Durch den Trunk hatte sie wenigstens aus dem Munde dieses unbekannte, sie zu ersticken drohende Ding hinweggespült, aber im nächsten Augenblick strömte es von allen Seiten wieder hinein und ergoss sich bis auf ihre Lippen, die heiß wie glühendes Blei waren.

Loisl warf einigemale das kranke Haupt hin und her, allein es half nichts. Sie befand sich in der Zwinge einer glühenden Eisenzange, die ihren Kopf immer neu fasste.

„Kannst Du nicht schlafen?" fragte die Großmutter, welche vollständig mit dem Unglücke, das ihren Gänsen, ihrem ganzen Reichthum, zugestoßen, beschäftigt war. „Nu, beruhige Dich, morgen früh wird alles wieder gut werden, Loisl! Das hast Du vom Luftzug. Wenn ich Kren

zuhause hätte, möcht' ich Dir Pflaster auf die Fußsohlen legen. Wo nichts ist, ist guter Rath theuer! — Und bedenke jetzt die Ganseln! — Wer möchte das glauben? — Nu, schlafe, Loisl, schlaf' schon!"

Und Loisl versank thatsächlich wieder in einen schweren, bleiernen Schlaf, in welchem ihre Seele nichts anderes durchflog als das Bewusstsein von der immer düsterer werdenden Umnachtung, die sich vom Kopfe herab über den ganzen Leib ergoss und sich auf ihre Seele legte. Das Lämpchen auf dem Tische rauchte, so dass die ganze Stube in einen erstickenden Nebel versenkt zu sein schien. Und in diesem Dunst ward nach einiger Zeit der heisere Athemzug des alten Weibes vernehmbar, das vor Müdigkeit eingeschlummert war, beim Fenster auf der Bank hockend. —

Es war elf Uhr, als die Alte wieder erwachte. Der Himmel schwamm in einem matten, kühlen Schimmer, den die Strahlen des Mondes verbreiteten, welcher eben erst aufgegangen war. Dieser Lichtschein stahl sich auch in die Kammer und beleuchtete in einem Winkel derselben drei kleine auf Glas gemalte Heiligenbilder, hinter denen einige geweihte Palmkätzchenreiser staken.

Die Alte hatte einen schweren Traum gehabt, aus dem sie eben auffuhr. Es war ihr, als würden unbekannte Kerle ihre Gänse stehlen, als wehrte sie sich dagegen, und als ob ihr einer von ihnen plötzlich mit aller Gewalt einen Stoß in die Brust versetzt hätte. Noch beim Erwachen fühlte sie den Schlag auf der Brust.

Loisl schlief noch.

„Ich muss hin, muss hin!" sagte die Alte zu sich. „Was hilft's, ich habe keine Ruh'. Wenn ich sie wenigstens sehen und mich überzeugen werde, dass sie dort sind! Ich sitze wie auf Kohlen. Erst bei Tag könnte ich dorten nicht — herumgucken. Die Nacht ist hell. Wartet, ihr Ganseln, die Alte wird euch wenigstens Gute Nacht sagen! Morgen werdet ihr hungern, ihr Armen!"

Die Alte nahm den Grassack und gieng hinaus in die frische, geheimnisvolle Nacht, in der nur die Sterne miteinander Zwiesprache hielten.

❦

Eine solche Nacht, in der das Dunkel der Bäume und das gespenstische Weiß der Häuschen recht hervortritt, eine solche Nacht, durchtränkt vom Silberschein des Mondes, durchweht von Ruhe, erscheint als ein Theil der großen, anbetungswerten Ewigkeit, und jeder Schritt, jedes leiseste Geräusch ist gleichsam ein Vergehen an der majestätischen Stille, in welche Gott selbst seine Gedanken hüllt. Wie klein und armselig erscheint in ihr der Mensch, umringt von Geheimnissen und Räthseln, die er nie begreift! Alles, was er den Tag über vollführt hat, worüber er staunte, was sein Werk, das ihn mit Stolz erfüllte, war, verblasst unter dem Silberschleier der Nacht und schwindet, schwindet im Schoße der Bedeutungslosigkeit. Auch das Innere des Menschen durchbebt die Nacht, sie legt sich beschwerend auf seine Seele, auf seinen Glauben, lässt das Gebet auf seinen Lippen ersterben, denn er weiß, er ahnt, dass

niemand um seinetwillen da ist, um ihn zu schützen. Das Licht, von dem der Himmel erstrahlt, macht ihn frösteln, die Stille schnürt seine Kehle zu. Er fühlt sich erbärmlich, sterblich und unwissend. Er glaubt, dass es über ihm ein Wesen gibt, das über ihm der Sterne Bahnen lenkt, er glaubt aber nicht, dass dieses seiner achte, ihn kenne, ihn richte — allein ist er, verlassen. Schmerz und Schrecken befallen ihn, um dann dem tröstlichen Bewusstsein zu weichen, dass für ihn die Ewigkeit nicht da sei, weil er vielzu unbedeutend sei, sowie sie nicht für den Vogel existiert, welcher sein Nest baut und singt, leidet und Junge aufzieht, um — zu sterben, ohne dass ein einziges Atom in dem unermesslich großen Weltall seine Lage verändern würde. —

In einer solchen Nacht, in der in weißem Lichte der Himmel schwimmt, die alles verschlingt, alles zur Erde niederdrückt, was nicht Sternenschimmer ist, in einer solchen Nacht kroch die kümmerliche Gestalt des alten Weibes auf einen Haufen Ziegel, Schutt und Lehm und neigte sich zu einem engen Fensterchen des Gemeindehauses nieder, hinter dem dichte Finsternis herrschte, bis auf einen ganz schmalen Streifen Mondlicht, der irgendwoher wie ein Silberfaden sich schimmernd hinzog. Und während die Sterne wie Myriaden leuchtender Lebewesen, die Gott viel näher sind als wir, glänzten, rief das kleine alte Weib in das Gemeindehaus, welches in diesem Augenblick das höchste Gut, das jenes in seinem ganzen Leben besessen, barg:

„Ganseln! Steckt ihr drin? — Hei, Ganseln, hei!"

Aus dem Gemeindehause ertönte ein Geräusch und gleich darauf ein Geschnatter. Der Greisin brachen unwillkürlich Thränen aus den Augen hervor.

„Ihr seid drin! Nun gut. Das wollt' ich wissen. Seid ruhig! Gute Nacht!"

In dem schmalen Mondlichtstreif regte sich der weiße Flügel einer Gans, dann war es wieder ruhig und dunkel. Die Alte stieg vom Schutthaufen herab.

Sie fragte nicht, was die Welt, was Gott, was sie selbst sei, sie fragte nur, ihre thränenumflorten Blicke nach dem sternbesäten Himmelszelt, wo sie Barmherzigkeit suchte, richtend:

„Woher soll ich die drei Sechser nehmen? Woher, ach Du allmächtiger Gott?" —

Der darauffolgende Tag war fast ganz verflossen. Die Alte hatte die drei Sechser noch immer nicht. Das ganze Dorf von einem Ende zum anderen hatte sie durchschritten, hatte gebettelt, ihr Unglück haarklein erzählend. Allein der Vorfall mit den Gänsen war so bedenklich, dass er nirgends Mitleid erregte. Es war ein Diebstahl, eine Nachlässigkeit, ein Kniff, aber durchaus kein Unglück in den Augen der Leute. Überall wurde die Alte belehrt, in welcher Hinsicht sie gefehlt, wessen sie sich schuldig gemacht habe, und welche Strafe sie verdiene.

Niemand verschonte sie mit der Flut unnützer, für sie zweckloser Worte. Sie brachte zwar ein paar Stücke Brot, einige Kartoffeln und Birnen, ja sogar einige Pfannkuchen heim, aber keinen einzigen Kreuzer!

Und die Gänse im Gemeindehause schrien laut vor Hunger und Durst. Sie hatte ihnen zwar mittags eine Handvoll Gras hineingeworfen, aber nach einer Weile schrien sie aufs neue.

Jede Stunde, ja später jede Minute erhöhte die Ungeduld und den Jammer der Alten. Sie war allen Eindrücken unzugänglich und schien einzutrocknen, zusammenzuschrumpfen, als würde sie zu den unseligen Gedanken, welche sich mit ihren Gänsen beschäftigten, auch das Mark ihrer alten Knochen aufbrauchen. Sie war selbst Loisl gegenüber unwirsch, wenn diese nach Wasser schrie oder in wirres Faseln, welches keinen Sinn hatte, ausbrach.

„Ach, jetzt fange auch Du noch an,“ rief die Alte, ganz außer sich vor Kummer und Zorn, „auch Du noch! Was willst Du? — Liege nur ruhig, lieg — Du musst schwitzen, und dann wird's gut werden! — Ärger ist's mit den Gänsen. Bei Christus, dem Gekreuzigten! Am Ende werden sie dort vor Hunger verrecken!“

Mit dem kleinen Mädchen stand es unterdessen schlimm. Die Welt drehte sich im Kreise vor seinen Augen, das Herz brannte ihm glühendheiß im Leibe, die Wiege verwandelte sich zu einem tiefen Abgrund, in den es immer tiefer und tiefer sank, übergossen und durchdrungen von der siedenden Lava, welche es überströmte und dem Ersticken nahe brachte. Unter der Stirn brachen aus ihm Hunderte feuriger Funken hervor, sprangen gleich Irrwischen umher, rasten in wilder Hast durch den Kopf, und jeder von ihnen stach wie eine glühende Nadel ins Gehirn, in den Schädel und in die Augen, in denen er ein unaufhörliches brennendes Zucken und Flimmern verursachte.

Loisl machte eine Bewegung mit der Hand, und es war ihr dabei, als würde sie einen schweren fremden Gegenstand aufheben. Sie fühlte ihren Leib nicht mehr, der sich gleichsam loslöste von etwas, mit dem er früher verbunden war, und in glühende Stücke zu zerfallen schien, welche nicht mehr ihr gehörten.

Einen Augenblick zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen, wie eine Flamme auffflackert, wenn sie erlöschen soll. Loisl sah in einem tiefen, rabenschwarzen Raum zwei feurige Augen, die sich ihr näherten. Loisl hatte sich immer vor solchen grünen Augen gefürchtet, wenn sie sie auf einem Dache oder im Gebüsche zu sehen vermeinte. Diese Augen waren aber noch schrecklicher und grauenerregender, sie wurden zu Flammen. Rasch wollte sie sich das Gesicht mit den Händen verhüllen, sie fand jedoch, dass sie keine mehr habe. Sie wollte den Kopf im Kissen verbergen, fand aber, dass sein Zusammenhang mit dem Rumpfe aufgehört habe, dass nichts mehr von dem, was Bestandtheil ihres Körpers gewesen, in ihrer Macht stehe. Es wurde ihr jählings enge, zum Vergehen enge, sie fühlte, wie kalter Schweiß auf die Stirne trat, die doch nicht mehr ihr angehörte. Vom Entsetzen gewürgt, athmete sie schwer und fiel in der bodenlosen Wiege immer tiefer und tiefer. Und plötzlich standen die Augen unmittelbar vor ihr und drohten, sie zu versengen und zu verschlingen. Sie schrie auf.

Die Alte trat zu ihr und berührte ihre Stirn.

„Nu, siehst Du, Loisl, jetzt schwitzest Du schon! Die Stirn ist schon kühler. Bleibe nur liegen, und stehe nicht auf! Ich werde zur Dörflerin gehen und sagen, dass Du krank bist, sie soll mir so — drei Sechser geben, damit ich Dir eine Medicin kaufen kann. Sie ist ja Deine Pathin, mein Gott! sie wird's schon geben. Siehst Du, darauf bin ich früher nicht gekommen, erst jetzt, als hätte es mir bei der Wiege jemand zugeflüstert."

Loisl hörte von ihrem Gerede kein Wort. Dennoch lächelte sie. Sie hatte nämlich erkannt, dass die beiden Entsetzen erregenden Augen eigentlich die Pforten eines Palastes seien, in dessen Innerem alles flimmerte und flirrte und jauchzte. Schon betrat sie seine Schwelle und ächelte noch lange, lange. —

Die Alte war schon längst bei der Pathin Dörfler und flehte sie mit gefalteten Händen um drei Sechser, für die kranke Loisl eine Medicin zu kaufen, an. „Dem Küchlein auf Medicin, Frau Pathin!"

Die Dörflerin öffnete ihr Fach, worin sie ihr für Milch, Butter und Eier gelöstes Geld aufbewahrte, suchte drei Sechser hervor und sagte:

„Hier habt Ihr sie. Immer wenn ich an das Mädel denke, thut mir das Herz weh."

Die Alte hatte drei Sechser. Sie hatte einen Schatz, ein ganzes Vermögen. Der Kopf drehte sich ihr bei dem Gedanken an solch ein Glück.

„Ja, bei der Wiege stand, als ich zu ihr trat, der Schutzengel! Gott sei Dank! Ich kann Loisl wieder die ‚Anseln' mitbringen!" flüsterte sie außer sich vor Freude. —

Blutroth sank die Sonne hinter die Berge, ihre letzten Strahlen, die sie nach den Fenstern der Dorfgebäude entsandte, waren roth, blutgetränkt. Und in jedem weißen Häuschen schien Feuer aus den kleinen Fenstern hervorzuzüngeln, als stände das ganze Dorf in Flammen. In den Kronen der Bäume spielte der Wind mit leisem Säuseln; auch die Bäume waren von einem rothen Schein umflossen, so dass sie Zauberschatten, welche schlafende Feen in ihrem Dunkel bargen, glichen. Die Menschen schienen in dem röthlichen Dämmerlicht gleich phantastischen Gebilden zu schweben. Von einem kahlen Felde flog eine Rebhühnerkette auf. Auf der Straße zogen in weißen Reihen Gänse, deren Flügel vom Glanze der untergehenden Sonne leicht geröthet waren — alles war in rothen Schimmer getaucht.

Auch die Alte trieb ihre Gänse vor sich her, das Haupt stolz und freudig erhoben, und rief jeden Augenblick mit ihrer hohlen, alten Stimme: „Hei! Hei!", dass die Leute sich nach ihr umsahen. Sie nickte jedem mit dem Kopfe zu, dem sie begegnete, und grinste ihn mit vielsagender Miene an.

Sie hatte ja ihre Gänse wieder!

„Nu, Alte, werden sie wieder ins Kraut kriechen?" rief ihr jemand zu, ohne dass sie den Schreier sah.

„Eh, halt 's Maul, Du Spottvogel, schweig!" antwortete die Vettel, ohne sich umzusehen.

Sie trieb die Gänse auf den Hof. Als wollten sie all das Elend rings umarmen, breiteten sie die Flügel aus und schrien laut.

„Nu, Loisl, hörst Du?“ sagte die Alte, als sie in die Kammer, welche mit dem Granatschmuck der sinkenden Sonne besät war, eintrat. „Sie sind schon daheim, die Anseln! — Loisl! Hör' doch, wie sie freudig schreien! Sie sind schon daheim, die Armen. Willst sie sehen? Komm, ich werde Dich hintragen!“

Die Alte beugte sich auf das Kind nieder, welches unter einem röthlichen Schleier, mit dem die Sonnenstrahlen sein Lager umsponnen hatten, lag. Auf seinen Lippen huschte irgendwo ein leichtes Lächeln, so leicht, dass es nur seine Spur auf denselben zurückgelassen zu haben schien. Loisl schwieg.

„Sie schläft, fortwährend schläft sie; hat noch gar nichts gegessen. Wegen der Gänse hab' ich gar nicht an sie gedacht, an die Arme! Loisl, Loisl!“

Jäh schrak die Alte zusammen, in der Brust stockte ihr der Athem — sie hatte ihre Hände berührt, und die waren — eiskalt.

„Loisl! Um Christi willen, Loisl!“ schrie sie, so stark sie konnte, und rüttelte mit dem Kinde. „Loisl! — Hörst mich denn nicht?“

Sie griff ihm hastig an die Stirne, an die Wangen, an die Füße, alles war kalt und regungslos. Die Alte rieb sich die Augen, fasste sich am Kopfe und rief, als wollte sie sich selbst überschreien:

„Loisl, die Gänse sind hier! Um des Heilands Leiden, Loisl, das ist nicht möglich! Das glaube ich nicht! Hörst Du, Loisl!“

Die Sonne versank vollständig, und von der Wiege war der rosige Schleier, unter dem Loisl den ewigen Schlaf schlief, verschwunden.

Die Alte sah die blasse Wange, die blauen, fest zusammengekniffenen Lippen des kleinen Mädchens, auf denen selbst die letzte Spur eines Lächelns verschwunden war, vor sich. Ihre Kehle schnürte sich zu beim krampfhaften Schluchzen, und sie sank neben der Wiege auf die Knie. —

Das Himmelsgewölbe war schon mit tausend Sternen besät, als auf der Schwelle der Hütte die gebückte Gestalt der Alten erschien und, große Thränen vergießend, den drei weißen Pünktchen, die wie weiße Flämmchen zu ihr hinschwebten, zuflüsterte:

„Loisl ist uns gestorben, Ganseln! — Was soll ich jetzt mit euch beginnen?“

Und durch das kleine schmutzige Fenster schimmerte das gelbe Licht des elenden Öllämpchens, das zuhäupten der todten Loisl stand.

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.